



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

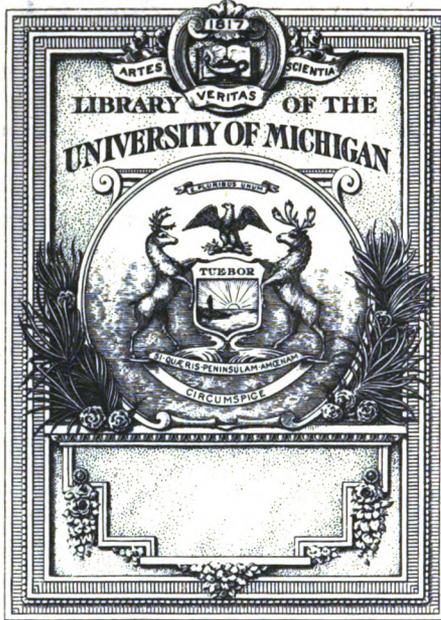
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

868  
C42d  
tM 20  
W 7

**B** 358407



RECEIVED IN EXCHANGE  
FROM  
Keil University Library





Joachim Mähls  
niederdeutscher »Don Quixote«

Inaugural-Dissertation 679

zur Erlangung der Doktorwürde der Hohen Philosophischen  
Fakultät der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel.

Vorgelegt von  
Georg Willers  
aus Hollwege in Oldenburg.

---



Kiel 1926.  
Druck von C. H. Jebens.

868  
C42d  
+M20  
W7

Referent: Prof. Dr. Eugen Wolff.

Korreferent: Prof. Dr. Ebeling.

Tag der mündlichen Prüfung: 24. Juli 1925.

Zum Druck genehmigt: Kiel, den 15. Februar 1926. Prof. Dr. Hafeloff, Dekan.

*Kiel Univ. Lib.  
Ezech.  
12-2-1927*

## Gliederung.

I. Vergleichende Gegenüberstellung der beiden Ausgaben	§ 1
II. Was M. fortgelassen hat (Minusstücke)	
A. eingestreute Erzählungen . . . . .	§ 2
B. längere Reden . . . . .	§ 3
C. Angaben über die Quellen . . . . .	§ 4
D. Allgemeine Bemerkungen:	
1. Ihre Bedeutung (»D. Q.« als Bildungsroman) . . . . .	§ 5
2. Ihr Inhalt: . . . . .	§ 6
a) Kunst und Literatur,	
b) Drama,	
c) konventionelle Lyrik,	
d) das Lesepublikum,	
e) Theater,	
f) Vorbedingungen dichterischen Schaffens,	
g) Ethik.	
E. Stücke, die die zeiträumliche Gebundenheit zum Ausdruck bringen.	
1. Widmung und Prolog . . . . .	§ 7
2. Satirischer Charakter des »D. Q.« . . . . .	§ 8
3. Parodistische Züge . . . . .	§ 9
4. Antike Elemente . . . . .	§ 10
5. Spanische Verhältnisse . . . . .	§ 11
6. Biographische Anspielungen . . . . .	§ 12
F. Ist M. die Lösung der zeiträumlichen Verankerung gelungen?	§ 13
III. Was M. hinzufügt . . . . .	§ 14
IV. Die Sprache:	
A. Stilerweiterung . . . . .	§ 15
B. Indirekte Rede bei C., direkte bei M. . . . .	§ 16
C. Umgekehrte Erscheinungen . . . . .	§ 17
D. Anschaulichkeit . . . . .	§ 18
E. Vergleiche . . . . .	§ 19
F. Sprichwörter . . . . .	§ 20
G. Volkstümlichkeit . . . . .	§ 21
H. Hochdeutsche Elemente . . . . .	§ 22

J. Gewährtheit und Unnatürlichkeit.	
1. Wahl des Ausdruckes und Zufüge . . . . .	§ 23
2. Verdoppelungen . . . . .	§ 24
3. Übertreibungen . . . . .	§ 25
4. Vergrößerung . . . . .	§ 26
V. Der Humor . . . . .	§ 27
VI. Der Stimmungsgehalt	
A. Darstellung der Liebe.	
1. Allgemeines . . . . .	§ 28
2. Liebesgedichte . . . . .	§ 29
3. Liebesbriefe . . . . .	§ 30
B. Andere Gefühle . . . . .	§ 31
C. Ästhetische Werte . . . . .	§ 32
D. Landschaftsbilderung . . . . .	§ 33
E. Scheinbarer Stimmungsgehalt . . . . .	§ 34
VII. Die Charaktere	
A. Don Quixote . . . . .	§ 35
B. Sancho Panza . . . . .	§ 36
C. Die Nebencharaktere . . . . .	§ 37
VIII. Hauptproblem und Schlußurteil . . . . .	§ 38

Anmerkung:

Die spanischen Zitate beziehen sich auf die Ausgabe der Bibliotheca Romana (Straßburg, Heib), die zitierte Tiedk'sche Ausgabe ist erschienen bei Hendel-Leipzig.

Joachim Mähls niederdeutscher »Don Quixote«\*) ist keine wort- § 1.  
getreue Übersetzung des bekannten Romans von Cervantes,  
sondern eine gekürzte Bearbeitung des I. Teils. M. selbst sagt  
im Titel seines Buches, daß er es »Ut frie Hand na den  
,Don Quixote' von Cervantes öwerfett« hat.

Infolge der textlichen Neugestaltung bot es einige Schwierig-  
keiten festzustellen, welche der zahlreichen hd. »D. Q.«-Über-  
setzungen dem Dichter als Vorlage gedient hat. Einen Fingerzeig  
gewährten verschiedene weiter unten noch zu erörternde Un-  
klarheiten und Widersprüche der M.'schen Arbeit, die im spanischen  
Originaltext nicht vorkommen. Es lag daher die Vermutung  
nahe, sie auf die hochdeutsche Vorlage zurückzuführen. Die Nach-  
prüfung der verbreitetsten hd. »D. Q.«-Übersetzungen führte auf  
die Tiecksche Übersetzung. Mein Ergebnis wurde mir von dem  
Sohne des Dichters, Zeichenlehrer Mähl in Reinfeld, bestätigt.  
Das im Nachlaß vorgefundene Exemplar wurde mir von der  
Enkelin des Dichters, Fräulein Käthe Mähl in Segeberg, bereit-  
willigst zur Einsicht überandt und stimmt textlich überein mit  
den ungekürzten Tieckschen Neudrucken.

T. teilte den von M. benutzten I. Teil des »D. Q.« in fünf  
Bücher. M. hat die Einteilung der Bücher fallen lassen und  
alle Kapitel fortlaufend numeriert.

Die äußere Gegenüberstellung beider Werke, d. h. der  
wörtlichen Tieckschen Übersetzung und der Mählschen Bearbeitung  
ergibt folgendes Bild.\*\*)

Cervantes »Don Quixote«:	Mähls Volksbuch:
Pluskapitel bei C.	
Widmung an den Herzog von Bejar.	fehlt.

\*) Erschienen posthum Garding 1909, herausgegeben von Wischer.

\*\*) Die in dieser Übersicht in gleicher Höhe stehenden Kapitel zeigen die  
Handlung gleich weit vorgeschritten, so daß sie einander ungefähr im Inhalte  
entsprechen. Der Klarheit halber sind auch die Kapitel der T.'schen Übersetzung  
durchgehend gezählt.

212

Cervantes »Don Quixote«:	Mähls Volksbuch:
Vorwort(Prólogo) an den Leser	fehlt.
Kapitel 1	Kapitel 1.
Kapitel 2	Kapitel 2.
Kapitel 3	Kapitel 3.
Kapitel 4	Kapitel 4.
Kapitel 5	Kapitel 5.
Kapitel 6, Strafgericht über die Ritterbücher.	Kapitel 6 auf $\frac{1}{3}$ gekürzt.
Kapitel 7	Kapitel 7.
Kapitel 8. Am Schluffe Bemerkungen über die Quelle des »D. Q.«.	Kapitel 8 fehlen.
Kapitel 9. Bericht über die Auffindung der Quelle, Satire auf die Ritterromane, Seitenhiebe auf die Araber.	Kapitel 9, gekürzt auf $\frac{1}{6}$ . fehlen.
Kapitel 10.	Kapitel 10.
Kapitel 11, Loblied auf das goldene Zeitalter, Liebeslied des Hirten.	fehlt.
Kapitel 12, Erzählung des Hirten von der unglücklichen Liebe des Chrysofomos zu der schönen Schäferin Marcella.	fehlt.
Kapitel 13, Abſchluß der Erzählung. Begräbnis des Chrysofomos. D. Qs. Rede über die Artuslage und Geſtalten antiker Sagen.	fehlt.

Cervantes »Don Quixote«:	Mähls Volksbuch:
Kapitel 14, Text eines Gedichtes. Verteidigungsrede der Ichönen Schäferin Marcella. Bemerkungen über Frauenschönheit. Abschluß der Begräbnishandlung.	fehlt.
Kapitel 15. Idealphilosophische Rede über das Rittertum u. a.	Kapitel 11. Bei M. statt derselben nur einige Schimpfwörter.
Kapitel 16.	Kapitel 12.
Kapitel 17.	Kapitel 13.
Kapitel 18.	Kapitel 14.
Kapitel 19.	Kapitel 15.
Kapitel 20, Rede über Ritterchaft.	Kapitel 16, gekürzt.
Kapitel 21.	Kapitel 17.
Kapitel 22.	Kapitel 18.
Kapitel 23.	Kapitel 19.
Kapitel 24.	Kapitel 20.
Kapitel 25.	Kapitel 21.
Kapitel 26.	Kapitel 22.
Kapitel 27, Cardenios Erzählung seiner unglücklichen Liebe.	Kapitel 23, gekürzt auf $\frac{1}{4}$ .
Kapitel 28. Literarische Bemerkungen über die Ritterromane.	Kapitel 24, gekürzt auf $\frac{1}{5}$ . Die spannende Erzählung Dorotheas ist indirekt wiedergegeben.
Kapitel 29.	Kapitel 25.
Kapitel 30.	Kapitel 26.
Kapitel 31.	Kapitel 27.
Kapitel 32, Gespräch über die Ritterbücher.	Kapitel 28           fehlt.

Cervantes »Don Quixote«:	Mähls Volksbuch:
Kapitel 33, Novelle aus einem der erwähnten Ritterbücher »Vom grübelnden Fürwitzigen«.*)	fehlt.
Kapitel 34, Fortsetzung.	fehlt.
Kapitel 35, Schluß der Novelle.	fehlt. Übernommen ist in 28 aus 35 der Kampf mit den Weinschläuchen.
Kapitel 36. Eingelegte Erzählungen Dorotheas und Fernandos. Deren Eindruck.	Kapitel 29, gekürzt auf $\frac{3}{4}$ .
Kapitel 37.	Kapitel 30. Der Anfang (Sandhos Traum) ist Mählscher Zusatz. Die Rede D. Qs. aus 37 und 38 über Waffen und Wissenschaften, Soldaten und Gelehrte ist verflümmelt und inhaltlich entstellt.
Kapitel 38.	Kapitel 31. Schluß der Rede aus 38. Lebensgeschichte des Sklaven aus 39—41 inhaltlich kurz und mangelhaft wiedergegeben.
Kapitel 39—41.	
Kapitel 42.	Kapitel 32.
Kapitel 43.	Kapitel 33.
Kapitel 44.	Kapitel 34.
Kapitel 45.	Kapitel 35.
Kapitel 46.	Kapitel 36.

---

\*) del curioso impertinente = d. h. von dem taktlosen Neugierigen.

Cervantes »Don Quixote« :	Mähls Volksbuch:
Kapitel 47.	Kapitel 37, auf weniger als
Kapitel 48.	$\frac{1}{10}$ gekürzt ist die Kritik der Ritterbücher durch den Domherrn.
Kapitel 49.	Kapitel 38, gekürzt auf $\frac{2}{5}$ .
Abermalige Rede des Dom- herrn gegen die Ritterbücher und D. Qs. Verteidigungs- rede.	fehlen.
Kapitel 50.	Kapitel 39.
Kapitel 51.	Kapitel 40.
Am Ende des Kapitels rechtfertigt der Hirt die Länge seiner Erzählung.	fehlt.
Kapitel 52.	Kapitel 41.
Am Schluß berichtet C. nach Art der Verfasser der Ritterromane uns über seine angeblichen Bemühungen, Nachrichten von der dritten Ausfahrt D. Qs. zu erhalten.	fehlt.

Es erhebt sich zunächst die Frage, weshalb M. nur den I. Teil des »D. Q.« bearbeitet und den ganzen II. Teil un-berücksichtigt gelassen hat.

Abgesehen davon, daß ein allzu großer Umfang — beide Teile des »D. Q.« umfassen in der genannten Ausgabe mehr als 1000 Seiten — für ein Volksbuch, das M., wie der Titel sagt, schaffen wollte, durchaus ungeeignet ist, steht der II. Teil an Volkstümlichkeit hinter dem ersten erheblich zurück. Er ist wie Faust II reich an Abschweifungen und philosophischen Er-örterungen. Die Figur des Haupthelden tritt darüber zeitweise ganz in den Hintergrund. Abstrakte Gedankengänge aber lassen sich, wie noch gezeigt werden wird, im Plattdeutschen nur un-vollkommen wiedergeben und hätten zudem den niederdeutschen Leser kaum interessiert. Wohl kommen noch eine ganze Reihe

amüsanter Abenteuer vor, aber sie liegen zum Teil so weit auseinander, daß M. eine ganz neue Handlung hätte schaffen müssen, um jene organisch zu verbinden. Somit tat er recht, wenn er sich auf die Bearbeitung des I. Teils beschränkte.

Wie verhält sich nun das M.ische Buch zum I. Teil des C.ischen »D. Q.«? Wie ein Blick auf die Tabelle zeigt, sind Kap. 1—10 gemeinsam, im übrigen aber ist Ms. Arbeit gegenüber der Vorlage nach der Kapitelzahl von 52 auf 41 zusammengeschrumpft. In Wirklichkeit ist die Kürzung noch stärker. Der spanische Text besteht aus 240 000 Wörtern, die lückenlosen hochdeutschen Übersetzungen aus rund 180 000 Wörtern, (welcher Unterschied im Charakter der beiden Sprachen beruht). Mühs Arbeit enthält nur ca. 120 000 Wörter, ist also um  $\frac{1}{3}$  kürzer als das zugrunde liegende Original.

In welcher Weise sind nun die Kürzungen durchgeführt?

In erster Linie sind

## § 2. die eingestreuten Erzählungen

der Schere des Bearbeiters zum Opfer gefallen. Bei der Notwendigkeit zu kürzen, kamen diese Stücke zuerst in Betracht; denn die große Masse der heutigen Leser ist anders eingestellt als der Leser der guten alten Zeit. Ihr Geschmack ist abgestumpft und verdorben durch spannende Zeitungsromane und aufregende Kinostücke. Sie suchen, wenn sie nach einem Buche greifen, nach der Heiße des Alltags in kurzen Mußbestunden vor allem Ablenkung und Erholung von dem ermüdenden Kampf ums Dasein, sie verlangen einen flotten und ungehemmten Fortgang der Handlung und eilen meist mit einer nervösen Erregtheit dem Schlusse entgegen. Verfügt der Leser der Gegenwart über zu wenig Zeit, so hatte der Romanleser des Mittelalters deren zu viel. Denn damals las nicht das ganze arbeitende Volk, sondern ein ganz bestimmter sozialer und gesellschaftlicher Kreis. Im wesentlichen waren es die Adeligen, die auf ihren einsamen Schlössern Romane zum Zeitvertreib oder zur Belehrung lasen. Je umfangreicher diese waren, je länger sie Unterhaltung gewährten, desto beliebter waren sie. Man denke an den berühmten spanischen Amadis oder an Lohensteins »Arminius«. So haben denn alle diese Bücher eine Fülle von Nebenhandlungen, eingestreuten

Novellen und belehrenden Abhandlungen. Wenn sie auch nur locker mit dem eigentlichen Thema zusammenhängen, so sind sie doch auch nicht in dem Maße ohne Beziehung zur Haupthandlung, daß man sie ohne weiteres streichen könnte. Sie geben sehr oft den kulturgeschichtlichen Hintergrund, beleuchten die Charaktere und motivieren die Handlungen der auftretenden Personen. Das gilt auch für die von M. nicht übernommenen Novellen aus dem »D. Q.« von Cervantes, die künstlerisch genommen Kabinettstücke einer feinsinnigen Erzählungskunst sind, so daß C. mit Recht sagen kann (C. 28, S. 312) «...los cuentos y episodios della, que en parte no son ménos agradables y artificiosos y verdaderos que la misma historia.»\*) In einem ausgesprochen lustigen Volksbuche, das im wesentlichen nur die wunderbaren Abenteuer des berühmten Hidalgo berichten wollte, war aber für hemmende Einschießel wie etwa die «larga platica y tan desdichada como amorosa historia»\*\*) des Cardenio (C. 27, S. 311), aus der uns Pessimismus und Wertherstimmung entgegenwehen, kein Platz. Mehrfach hat M. aber offenbar im Unterbewußtsein empfunden, daß die ausgemerzten Erzählungen doch nicht so ganz bedeutungslos sind für das Ganze. Er fühlt sich dann stets veranlaßt, gleichsam um Entschuldigung zu bitten und die Kürzung zu motivieren. »All, wat düß Kerl hier nu lang un breet vertellen deiht, dat geiht uns nicks (!) an, dat holt man up . . .« (M. S. 237). Statt nun konsequenter Weise die Erzählung, die uns ja angeblich nichts angehen soll, wegzulassen, greift er hier, wie auch in den anderen Fällen, zu dem künstlerisch durchaus zu verwerfenden Mittel, die Novelle seiner Vorlage inhaltlich wiederzugeben (»kort to vertellen, so is de Hauptfak de . . .« S. 237), so daß der aufmerksame Leser, auch wenn er von dem Original nichts weiß, sofort merkt, M. gibt nur einen Auszug aus einem andern Buch. Der Literaturfreund wird bedauern, daß auch die abenteuerliche und kulturgeschichtlich höchst interessante Erzählung des Sklaven (C. 39), der offenbar das eigene Leben des C. zu Grunde liegt, in dieser Weise behandelt worden ist. Einigermassen veröhnend wirkt aber bei Begründung der Kürzungen Ms. Humor,

\*) die Erzählungen und Geschichtchen, die zum Teil nicht weniger angenehm, kunstreich und wahrhaftig sind, als der Roman selber.

\*\*) die lange, ebenso unglückliche wie liebeglühende Unterredung.

so wenn er sagt (S. 223) »... se vertellt em dat denn all ganz lang un breet, wat wi ja all lang'n weet, un er Fernando vertellt nu wedder von sick, wat wie ok al lang'n weet, un denn noch allerhand, wat er bedröpt, uns aber gar nicks angahn deiht« oder (S. 237) »een kann dar de Piep bi utgahn«. Übrigens ist M. bei der Behandlung der eingefohlenen Novellen keineswegs konsequent geblieben. Die von einem Ziegenhirten (C. 51, M. 40) erzählte Geschichte der von ihrem Liebhaber betrogenen Bauerntochter Leandra hat M. nicht nur ungekürzt übernommen, sondern sogar noch mit Behagen ausgeschmückt. Eine Erzählung von einem aus dem Kriege heimgekehrten Soldaten, der durch die »blanken Knöp«, das forsche Auftreten und flotte Ausschneiden mit Leichtigkeit die Dorfschönen betört, ist ein höchst interessanter Stoff und in der Erfahrungssphäre der Bauern liegend, für ein Volksbuch daher wohl geeignet. Allerdings hat sie von allen Novellen am wenigsten mit der Haupthandlung zu tun, denn die erzählende Person tritt nur einmal auf.

Wie die eingefohlenen Erzählungen sind auch die  
längeren Reden

§ 3.

behandelt worden. Bei der grundsätzlichen Neigung zu kürzen ist das nicht zu verwundern, denn sie bedeuten in gleicher Weise für die flotte Aufeinanderfolge der Ereignisse eine Hemmung. Außerdem dürften vor allem sprachliche Schwierigkeiten ihrer ungekürzten Aufnahme im Wege gestanden haben. Längere Ansprachen auf Plattdeutsch sind eine Seltenheit. Wenn jemand bei einer größeren Familienfeier, etwa einer Hochzeit, oder einer öffentlichen Versammlung zu einer Rede oder einem Vortrag das Wort ergreift, so pflegt er hochdeutsch zu sprechen, selbst wenn alle Teilnehmer einschließlich des Redners sich des Plattdeutschen als Mutter- und Umgangssprache bedienen. Schon die Anrede »Verehrte Anwesende« oder »Meine Damen und Herren« würde ihm Schwierigkeiten machen. Der erste Ausdruck ließe sich gar nicht übersetzen, höchstens vielleicht umschreiben, der zweite würde im Plattdeutschen etwa lauten »Jungs« und »Dirns« oder »Froenslüd und Mannslüd«. Diese Wendungen aber haben im Plattdeutschen eine ganz andere Färbung und würden bei den Hörern, in der Erwartung, daß wahrscheinlich

etwas Lustiges komme, fogleich ein freundliches Schmunzeln erwecken. Es ist zu beachten, daß der Stil der schlichten Erzählung und des täglichen Umgangs, der Hauptverwendungsgebiete des Plattdeutschen, ein anderer ist als der einer öffentlichen Ansprache. Hier will der Sprecher nicht erzählen und mitteilen, sondern wirken im Sinne einer Angelegenheit, nicht überzeugen, sondern überreden, er will Stimmung erzeugen. Das wird ihm um so leichter gelingen, je mehr seine eigenen Ausführungen von einem lebhaften Gefühl getragen sind und je treffender seine Worte das eigene Erleben widerspiegeln. Das Geheimnis rhetorischer Wirkung liegt also im Stil, im Ausdruck. Der kundige Redner schlägt daher von vornherein einen anderen Ton an, seine Rede nimmt einen höheren Flug, an die Stelle der klaren Gedanken und der kurzen Sätze tritt oft die schöne Phrase. Das aber widerspricht dem Geist der plattdeutschen Sprache. Sie ist kurz, knapp und sachlich. M. hat daher die langen Reden entweder ganz unterdrückt oder sie mit mehr oder weniger Geldstück gekürzt bzw. inhaltlich wiedergegeben. Aus der ersten Gruppe mag die berühmte Lobrede auf das goldene Zeitalter erwähnt werden, die er im Kreise der Hirten bei einem ländlichen Male hält. »O, du beglückte Zeit! beglücktes Jahrhundert! dem unsere Vorfahren den Namen des goldenen beilegten, nicht weil man damals das Gold, welches in unserm eisernen Zeitalter so geschätzt wird, in jenen preiswürdigen Tagen ohne Beschwerde gewann, sondern weil unter denen, die damals lebten, die beiden Wörter mein und dein unbekannt waren. In diesem legendreichen Alter waren alle Dinge gemein, keiner durfte für seinen gewöhnlichen Unterhalt etwas weiteres tun, als die Hand ausstrecken, um sie von den starken Eichen zu pflücken, die einladend und freigebig die süße und gesunde Frucht jedermann hinreichten. Die klaren Gewässer und rollenden Ströme boten in ihrer herrlichen Fülle die wohlschmeckende, durchsichtige Welle zum Trunke dar. In den Felsenritzen und Baumhöhlen bauten die fleißigen und klugen Bienen ihren Staat, und luden ohne Eigennutz jedwede Hand zur Einsammlung ihrer lieblichen Arbeit ein«\*) (T.I, S. 78/79).

\*) (C. 11, S. 130/131) Dichosa edad y siglos dichosos aquellos á quien los antiguos pusieron nombre de dorados, y no porque en ellos el oro, que en esta nuestra edad de hierro tanto se estima, se alcanzase en aquella venturosa

So geht es fort im Stile des höchsten Idealismus. Jeder Versuch, diese Rede auf Plattdeutsch wiederzugeben, müßte unbedingt scheitern. M. hat sie inofgedeffen übergangen.

In C. 12 nimmt D. Q. an dem Begräbnis des Schäfers Chrysoftomos teil. Bei dieser Gelegenheit wird er von zwei Edelleuten gefragt, warum er dergestalt gerüstet eine so friedliche Gegend durchwandere. Die Antwort gibt ihm Veranlassung zu einem von M. nicht übernommenen Vortrage, der also beginnt: »Habt Ihr niemals die Annalen und Historien von England gelesen, in denen die berühmten Taten des Königs Arthurus erzählt werden, den wir in unserer Sprache gewöhnlich nur den König Artus nennen, von dem eine alte Sage durch das ganze Königreich Großbritannien geht, daß er nicht gestorben, sondern durch Zauberkunst in einen Raben verwandelt sei, und daß er in künftigen Zeiten wieder regieren, seinen Thron besteigen und den Scepter ergreifen werde . . .?«<sup>\*\*</sup>) (T. I, S. 90/91). Dieser lange Anfangsatz genügt schon, uns von der Schwierigkeit einer Übertragung ins Plattdeutsche zu überzeugen. M. hat daher die ganze Ansprache übergangen.

In C. 20 (M. 16) macht M. den Versuch, eine Rede über Wesen und Aufgabe der fahrenden Ritter wenigstens teilweise wiederzugeben. Bei T. heißt es: »Freund Sancho, wissen mußt du, daß ich geboren bin, um vom Himmel herab in dieser unserer ehernen Zeit das Alter zu rufen, welches man nur das Gold, oder das goldene zu nennen pflegt.«

---

sin fatiga alguna, sino porque entonces los que en ella vivian, ignoraban estas dos palabras de tuyo y mio. Eran en aquella santa edad todas las cosas comunes: á nadie le era necesario para alcanzar su ordinario sustento tomar otro trabajo que alzar la mano, y alcanzarle de las robustas encinas que liberalmente les estaban convidando son su dulce y sazonado fruto. Las claras fuentes y corrientes rios en magnífica abundancia sabrosas y trasparentes aguas les ofrecian.

<sup>\*\*</sup>) (C. 13, S. 143) No han vuestras mercedes leido, respondió D. Quijote, los anales é historias de Ingalaterra, donde se tratan las famosas fazañas del rey Arturo, que continuamente en nuestro romance castellano llamamos el rey Artus, de quien es tradicion antigua y comun en todo aquel reino de la Gran Bretaña, que este rey no murió, sino que por arte de encantamento se convirtió en cuervo, y que andando los tiempos, ha de volver á reinar y á cobrar su reino y cetro?

(T. I, S. 149). \*) M. dagegen beginnt: »Hör, Sandho, ick bün doch en Glückskind dör un dör, ick bün darto geboren, uns' Tied, de flecht un slimm un hart un ifern is, wedder in de golln to verwanneln.« (M. 16, S. 87). Nachdem M. die große Rede über die verschiedenen Zeitalter weggelassen hat, wird der Ausdruck »ifern« hier wohl nicht von allen verstanden. Wenn D. Q. bei C. schwärmt, die Ritter der Tafelrunde in den Schatten zu stellen (. . . indem ich in unserm gegenwärtigen Jahrhundert dergleichen Großtaten ausüben werde, daß sie die glorreichsten verdunkeln müssen, die jene jemals vollbrachten, T. I, S. 149\*\*), so weiß man, woher diese Vorstellungen stammen, wenn aber der M.sche D. Q. von all seinen Vorbildern schweigt und verkündigt »ick riet den ganzen Himmel dahl un up de Eer hier bu ick Di em wedder up« (M. 16, S. 87), so erscheint einem das als unverständliche Prahlerei. Erst wenn man das Original oder eine hochdeutsche Übersetzung zu Hilfe nimmt, versteht man ihn. Gänzlich zerstört ist auch die philosophisch-idealistische Rede, die D. Q. in C. 15 hält, als er mit seinem Diener verprügelt worden ist. Der plattdeutsche D. Q. hat für seinen Knappen nur größte Schimpfworte. »Du büßt ja doch en groten Bang'nbüx un en groten Daemelklas!«

Was einleitend über die Möglichkeit plattdeutscher Ansprachen bemerkt wurde, wird noch deutlicher durch die Art und Weise, mit der M. D. Qs. große Rede über Waffen und Wissenschaften behandelt (C.37, M.30). Der einleitende Ruf: »Attangschon!« erinnert allzusehr an ein Sportfest, wenn die Zuschauer, etwa bei einem Wurf oder dergleichen zur Vorsicht gemahnt werden sollen. Desgleichen beweist die hochdeutsche Anrede »Verehrte Anwesende« (M. 30, S. 231), daß M. sich nicht anders zu helfen wußte und die ihm zur Verfügung stehenden plattdeutschen Sprachmittel nicht ausreichten. Der Inhalt der Rede ist so entstellt, daß sie zu einer Verspottung der Gelehrten wird, ganz im Gegensatz zu C., dem man anmerkt, daß er Schwert und Feder gleich hoch zu schätzen weiß.

\*) (C. XX, S. 207) Sandho amigo, has de saber que yo nací por querer del cielo en esta nuestra edad de hierro para resucitar en ella la de oro ó la dorada como suele llamarse.

\*\*) (C. XX, S. 207) haciendo en este en que me hallo tales grandezas, extrañezas y fechos de armas, que escurezcan las mas claras que ellos ficieron.

Am wenigsten angemessen von allen Reden ist der begeisterte Hymnus unseres Ritters auf Dulcinea wiedergegeben. Der Anfang möge hier Platz finden. »O, du meine Gebieterin Dulcinea von Toboso, Ausbund aller Schönheit, Blüte jedes Verstandes, Archiv alles Wises, Niederlage jeder Tugend, Ideal aller Vollkommenheiten und alles Schönen und Edlen, das nur in der Welt ist! Was beginnt jetzt und deine Hoheit? (T. II, S. 179).\*) Bei M. lauten die Worte: »Oh, Dulcinea von Toboso, min hartleev, hartleev Kind! Wa büst du eenmal schön, man so tom Inbiet'n, dat is war, un denn wa klok un dugendsam, — wo heft du hier Dinsglikken? Oh, watt Du nu woll maken deihst, min hartleev Kind?« (M. 33, S. 247). Wie unritterlich und innerlich unwahr dieser Erguß ist, wird in § 28 (Schilderung der Liebe) noch eingehend erörtert werden.

Da M. bei der Behandlung der vorhandenen Reden keineswegs gleichmäßig verfahren ist, möge einmal geprüft werden, ob er bestimmten Gedankengängen weniger Interesse beimißt, d. h. nach bestimmten Gesichtspunkten gekürzt hat.

In der ersten fortgelassenen Rede spricht D. Q. von jenem glücklichen Jugendzeitalter der Menschheit, als die reiche Allmutter Natur ihre sorglosen Kinder wärme- und fruchtespendend ernährte. Die Dichter aller Völker haben dieser Zeit in Wehmut gedacht, und ihre Phantasie hat sie in ein verlorenes Paradies verwandelt. So lobt schon Ovid in seinen Metamorphosen die aurea aetas, die deutlich hier anklingt, so hat unser Schiller gesungen »da lebten die Hirten, ein harmlos Geschlecht, und brauchten für gar nichts zu sorgen«.

In der zweiten und dritten von mir erwähnten Rede hören wir vom König Artus, Lancelot, Amadis und all den Helden, die dem Literaturfreund aus dem höfischen Epos und den Romanen des Mittelalters vertraut sind. Dem niederdeutschen Bauern aber, dem Mann aus dem Volke, für das M. ja schreiben wollte, sind diese Namen fremd. Ihnen würde es beim Hören gehen, wie

---

\*) Oh mi señora Dulcinea del Toboso, extremo de toda hermosura, fin y remate de la descrecion, archivo del mejor donaire, depósito de la honestidad, y ultimadamente, idea de todo lo provechoso, honesto y delcitable que hay en el mundo! y que fará agora la tu merced? (C. 43, S. 506)

den Hirten, die ihm, ohne eine Silbe zu antworten, mit Erstaunen und Bewunderung zuhörten (T. I, S. 80)\*), so daß C. mit Bezug auf seine Zuhörer das Erzeugnis seines eigenen Geistes in romantischer Ironie als »überflüssige Beschreibung« (T. I, S. 80)\*\*) bezeichnet. Wenn er sie trotzdem aufnahm, so tat er das mit Rücksicht auf seinen ganz anders gearteten Leserkreis. Von M. dagegen können wir in Beantwortung der eben aufgeworfenen Frage sagen, daß er im wesentlichen die literarischen Partien strich, das was nur den Gebildeten interessiert. Hierher gehören auch alle

Bemerkungen über die Quellen zum »D. Q.«. § 4.

So bemerkt C. zur Erhöhung der Spannung am Schluß des Kap. 8, er könne über den Ausgang des Kampfes zwischen Ritter und Kammerjunker nichts berichten, da er von den Heldentaten D. Qs. nicht mehr gefunden, als er bisher erzählt habe. Weisfchweflig schildert er dann zu Anfang des nächsten, wie es seiner Sorgfalt gelungen sei, das Ende dieser ergötzlichen Geschichte aufzufinden. Auf dieses Stück hat M. verzichtet, bei ihm geht die Geschichte ohne Unterbrechung weiter. Ähnlich beginnt Kap. 22: »Cide Hamete Benengeli, der arabische und manchegische Geschichtsdreier, erzählt in dieser wichtigen, erhabenen, genauen, lieblichen und gut erfundenen Geschichte (man beachte zugleich den parodistischen Charakter dieses Stils!), daß, nachdem zwischen dem berühmten Don Quijote von la Mancha und seinem Stallmeister Sancho Panza obige Reden vorgefallen waren, die im vorigen Kapitel vorgetragen sind, der Ritter die Augen erhob und sah . . .« (T. I, S. 173/174).\*\*\*) Nur der Höhergebildete hat ein Interesse daran zu erfahren, wie alte Handschriften verloren gehen und wieder aufgefunden werden. Der von Mähl ins Auge gefaßte Leserkreis würde eine solche gelehrte Ab-

\*) que sin respondelle palabra embobados le estuvieron escuchando. (C. II, S. 132).

\*\*) »inútil razonamiento« = zwecklose Erörterung. C. 11, S. 132).

\*\*\*) Cuenta Cide Hamete Benengeli, autor arábigo y manchego, en esta gravísima, altisonante, mínima, dulce é imaginada historia, que despues que entre el famoso D. Quijote de la Mancha y Sancho Panza su escudero pasaron aquellas razones que, en el fin del capítulo XXI quedan referidas, que D. Quijote alzó los ojos y vió.... (C. 22, S. 233).

schweifung als langweilig empfinden und überdrehen. Wie wenig er den geistigen Gehalt des »D. Q.« für sein Volksbuch geeignet hielt, wird uns am deutlichsten, wenn wir das Schicksal der umfangreichen

§ 5. theoretischen Erörterungen, allgemeinen Bemerkungen und geistvollen Dialoge betrachten, mit deren Streichung nicht nur eine Fülle ewiger Wahrheiten, sondern auch der Tendenzcharakter des Werkes verloren gegangen ist.

Im »D. Q.«, durch den C. ja gerade gegen die Überhandnahme gelehrter Einschießel zu Felde zieht, sind im Vergleich zu den früheren Romanen die Betrachtungen allgemeinen Inhalts stark zurückgedämmt, aber dennoch bilden sie einen integrierenden Bestandteil des Werkes.

§ 6a. Ihrem Inhalte nach sind sie mannigfacher Art. Sie beweisen vor allem den künstlerisch literarischen Charakter des »D. Q.« und zugleich den weiten Blick und die hohe, geradezu moderne Bildung des großen Spaniers. Auch heute noch gilt, was er von Kunst und Literatur im allgemeinen und von Romanen im besonderen sagt: »Das Vergnügen, welches die Seele empfängt, entspringt aus der Schönheit und Übereinstimmung, die sie betrachtet oder erwägt, an Dingen, die sie sieht, oder die ihr die Phantasie vorführt, und alles, was an sich häßlich und ohne Verhältnis ist, kann in uns keine Art des Wohlgefallens erregen« (T. II, S. 216)\*) oder: »Eine Erdichtung ist umso besser, je näher sie der Wahrheit kommt, und umso angenehmer, je inniger sie das Zweifelhafte mit dem Möglichen verbindet. Man muß die Erdichtungen mit dem Verstande der Leser in Einklang zu bringen suchen, und so schreiben, daß das Unmögliche näher gerückt, das Hohe vertrauter gemacht wird, so daß die Gemüter in Spannung bleiben, wodurch denn zu gleicher Zeit Bewunderung, Spannung, Erschütterung und Unterhaltung so entsteht, daß Erstaunen und Ergötzen immer vereinigt sind.« (T. II, S. 217).\*\*)

\*) T's. Übersetzung ist nicht besonders glücklich. Der spanische Text lautet: *el deleite que en el alma se concibe, ha de ser de la hermosura y concordancia que ve e contempla en las cosas que la vista ó la imaginacion le ponen delante, y toda cosa que tiene en si fealdad y descompostura, no nos puede causar contento alguno.* (C. 47, S. 546).

\*\*\*) tanto la mentira es mejor, cuanto mas parece verdadera; y tanto mas agrada, cuanto tiene mas de lo dudoso y posible. Hanse de casar las fábulas

Vom Drama fordert er unter Bezugnahme auf Cicero, daß es »ein Spiegel des menschlichen Lebens, ein Mufterbild der Sitten und eine Darstellung der Wahrheit« sei, »diejenigen aber, die jetzt vorgestellt werden, sind ein Spiegel der Tollheit, ein Mufterbild der Narrheit und eine Darstellung der Wollust« (T. II, S. 221).\*) Mit Geringschätzung schreibt er von der konventionellen Lyrik: »Meinst du, daß alle Amaryllis, Phyllis, die Sylven, Dianen, Galatheen, Alinen, und so viele andere, von denen die Bücher, Romanzen, Barbierstuben und Schauspiele angefüllt sind, wirkliche Damen von Fleisch und Blut waren, und die wirklichen Geliebten von denen, die sie besungen? Nein, wahrhaftig nicht, sondern die meisten erfinden sie nur, um einen Gegenstand für ihre Gedichte zu haben, und damit man sie für verliebt halte und für Leute, die imstande wären, es zu sein« (T. I, S. 216).\*\*)

Mit Bezug auf die große Masse des lesenden Publikums sagt C. verachtend, daß es mehr Narren als Kluge in der Welt gibt (T. II, S. 219).\*\*\*) Wie erzieherisch hätte M. gewirkt, wenn er diese Gedankengänge, statt sie auszumerzen, auf die Gegenwart angewendet hätte, in der auch nicht selten die besten Bücher ungelesen bleiben, während Schundlektüre reißenden Abfaß findet.

Über die Theaterverhältnisse hat C. sich in ähnlicher Weise ausgelassen: »Komödien sind eine käufliche Ware geworden« klagt er (T. II, S. 223).†) Ist es heute viel besser? Wie

mentirosos con el entendimiento de los que las leyeren, escribiéndose de suerte. que facilitando los imposibles, allanando las grandezas, suspendiendo los ánimos, admiren, suspendan, alborocen y entretengan de modo, pue anden á un mismo paso la admiracion y la alegria juntas. (C. 47, S. 547).

\*) espejo de la vida humana, ejemplo de las costumbres, y imagen de la verdad, las que ahora se representan son espejos de disparates, ejemplos de necedades, é imágenes de lascivia. (C. 48, S. 551).

\*\*\*) Piensas tú que las Amarilis, las Filis, las Dianas, las Galateas, las Alidas y otras tales de que los libros, los romances, las tiendas de los barberos, los teatros de las comedias están llenos, fueron verdaderamente damas de carne y hueso, y de aquellos que las celebran y celebraron? No por cierto, sino que las mas se las fingen por dar sujeto á sus versos, y porque los tengan por enamorados y por hombres que tienen valor para serlo. (C. 25, S. 280).

\*\*\*\*) mas es el número de los simples, que de los prudentes. (C. 48, S. 550).

†) »las comedias se han hecho mercaderia vendible« (C. 58, S. 553).

damals Dichter und Schauspieler sich nach dem Geschmack der zahlenden Theaterbesucher zu richten hatten, so war es zur Zeit unserer klassischen Dichter (man lese das »Vorpiel auf dem Theater« zu Faust I), so ist es in der Gegenwart, wo die Theaterleiter oft genug vor der Wahl stehen, durch rein ästhetische Gesichtspunkte den Unternehmer finanziell zu ruinieren oder mit wertlosen Kassenstücken Geschäfte zu machen. Ist es verwunderlich, wenn hoffnungsvolle Dichter und Künstler diesen Tatsachen Rechnung tragen, wenn sie nicht am Hungertuche nagen wollen? Zu allen Zeiten hat es notleidende Genies gegeben, die einem Machthaber oder der Masse zuliebe ihr künstlerisches Empfinden unterdrücken mußten und nolens volens gangbare Theaterware schufen. Auf sie gilt das Wort: »Die Dichter, die sie schreiben, sind nicht schuld daran, denn einige von ihnen wissen recht gut, worin sie irren und sind erfahren in allem, was sie zu tun haben.« (T. II, S. 222).\*) Mit Verachtung spricht er andererseits von den vielen Auddichtern.

§ 6f. Die Vorbedingungen künstlerischen Schaffens nennt er in wundervoll poetischen Worten im ersten Absatz des Prologs, die zugleich die tiefe Sehnsucht des im Gefängnisse schmachtenden Dichters zum Ausdruck bringen; sie sind: Ruhe des Gemüts, friedliche Umgebung, liebliche Gefilde, heiterer Himmel, murmelnde Quellen.

§ 6g. Wie in Kunst und Literatur die Ausführungen an Goethes Gedankenwelt anklingen, so berühren die beiden großen Weisen sich auf dem Gebiete der Ethik. Wenn C. sagt: »Wisse, daß kein Mensch mehr ist als ein anderer, wenn er nicht mehr tut« (T. I, S. 138)\*\*), so ist das nur eine andere Ausdrucksform des Evangeliums der Tat, in das »Wilhelm Meister« und »Faust« ausklingen. M. hat von all diesen ewigen Wahrheiten nichts gebracht. Ist vielleicht die niederdeutsche Sprache nicht geeignet zu deren Wiedergabe? Wie sollte sie es nicht, sie, die vor mehr als 400 Jahren den tiefen Gedanken der Bibel den Weg nach unserer Heimat ebnete, in der Klaus Groth seinen

\*) Y no tienen la culpa desto los poetas que las componen, porque algunos hay dellos que conocen muy bien en lo que yerran, y saben extremadamente lo que deben hacer. (C. 48, S. 553).

\*\*\*) Sábetete, Sancho, que no es un hombre mas que otro, si no hace mas que otro. (C. 18, S. 196).

»Quickborn« schrieb und die heute zur allseitig anerkannten Theatersprache geworden ist! Mangelnde Vertrautheit mit dem niederdeutschen Idiom kann ebenfalls nicht der Grund für M.s. Vorgehen gewesen sein, denn er beherrscht die Sprache, in der er schreibt, wie kaum einer, was später noch gezeigt werden wird. Dagegen lassen wiederholte Äußerungen darauf schließen, daß er überhaupt schöne Wissenschaften und gelehrte Dinge geringer bewertet als der im ritterlich romantischen Spanien lebende Cervantes. Mähls Gedankenwelt und Bildung wurzeln im niederdeutsch-bäuerlichen Kulturkreis. Charakteristisch ist in dieser Beziehung die Behandlung der bereits erwähnten Rede D. Q.s über »Waffen und Wissenschaften« (C. 37, M. 30). Außer den allgemeinen Erörterungen ist vor allem die

zeiträumliche Gebundenheit

des »D. Q.«, also alles, was nur aus der Entstehungszeit unseres Romans verstanden werden kann, ausgemerzt worden; hierher gehört zunächst die

Widmung an den Herzog von Béjart,

§ 7.

die C. der Sitte der Zeit entsprechend seinem Buche vorausschickt. Eine solche, von dem betreffenden hohen Herrn verliehene Schutzflagge war unter damaligen Verhältnissen für die Verbreitung von wesentlicher Bedeutung, sie erst verschaffte einem Buche Eingang in die Kreise der Vornehmen. Heute aber sind andere Faktoren für den Absatz eines Buches maßgebend, und der Name Béjart ist für den niederdeutschen Leser eine unbekannte Größe. Die Widmung ist daher für ein Volksbuch überflüssig.

Gleiches Schicksal hat der berühmte Prólogo al lector, die Vorrede an den Leser, erfahren, mit der im Original der eigentliche »Don Quixote« beginnt. Auch sie ist zunächst eine Konzession an die literarische Mode jener Zeit, eine *captatio benevolentiae*. In übergroßer Bescheidenheit bezeichnet der Dichter sich selbst als einen »unfruchtbaren, ungebildeten Geist«<sup>\*)</sup>, und sein Werk nennt er »die Geschichte eines dünnen, welken und grillenhaften Sohnes«<sup>\*\*</sup>). Schon im Prolog tritt deutlich

der satirische Charakter des Originals

§ 8.

hervor. Gern, sagt der Dichter, habe er seine Geschichte in die

<sup>\*)</sup> esteril y mal cultivado ingenio (Prólogo S. 50).

<sup>\*\*</sup>) la historia de un hijo seco, avellanado, antojadizo (ebenda),

Welt geschickt, nackt und bloß, ohne den Schmuck eines Prologs, ohne die unzählige Schar der herkömmlichen Sonette, Epigramme und Empfehlungsgedichte, die man vor den Anfang der Bücher zu setzen pflege.\*) Er läßt dann einen Freund auftreten, der ihm Ratsschläge erteilt, wie er seine Gedichte nach dem Muster der Ritterromane mit einer würdigen Vorrede und allerhand Anmerkungen versehen könne. Er brauche nur wahllos Sonette und Sprichwörter irgendwoher entnehmen und sie beliebigen Autoren zuschreiben. Gelehrtes Wissen lasse sich ebenso leicht einflechten. Als Beispiel dient eine Beschreibung des Tajo. Das Register der zitierten Schriftsteller könne er aus dem ersten besten Buche abschreiben. Der literarisch geschulte Leser erkennt sofort, daß wir eine feinsinnige Satire auf die Ritterromane vor uns haben. Der Prologo ist zudem reichlich gespickt mit mythologischen und geschichtlichen Namen, sowie lateinischen Zitaten, deren Verständnis ein gut Teil schöngestige Bildung und gelehrtes Wissen voraussetzt, wie wir es gemeinhin bei den holsteinischen oder mecklenburgischen Bauern nicht finden. Freilich wendet sich ein niederdeutsches Buch nicht ausschließlich an Bauern, auch in Hamburg, Kiel und Rostock weiß man es zu schätzen, aber überall besitzt doch nur eine dünne Oberschicht jene Bildung, die nötig ist, um eine Satire als solche zu erkennen. Vor allem ist zu berücksichtigen, daß diese Satire der Aktualität entbehrt, weil sie sich gegen eine literarische Gattung wendet, die heute ausgestorben ist. Sie wäre also für das Gros der niederdeutschen Leser unverständlich und interesselos gewesen. Auch hätte sie nicht mit dem Geist des M.lichen Buches harmoniert, wie im folgenden noch näher zu zeigen sein wird. Der Bearbeiter hatte also das richtige Empfinden, wenn er den ganzen Prolog fortließ und gleich in medias res ging.

Wem der Tendenzcharakter des C.lichen »D. Q.« nicht sofort einleuchtet, der lese einmal den Bericht über das große Auto-dafé (Kap. 6), das der Pfarrer im Verein mit dem Barbier und der Haushälterin über die große Bibliothek unseres Junkers veranstaltet. Auch M. hat das Kapitel übernommen, aber aus 9<sup>1</sup>/<sub>2</sub>

\*) monda y desnuda, sin el ornato de prólogo, ni de la innumerabilidad y catálogo de los acostumbrados sonetos, epigramas y elogios que al principio de los libros suelen ponerse (a. a. O., S. 51).

Seiten sind 3 geworden und nur einige ganz wenige der zum Scheiterhaufen verurteilten Bücher werden namentlich erwähnt. Das mag in einer Beziehung ein Gewinn sein, andererseits hat der quantitativ gekürzte Bericht auch an Wirkungskraft verloren, jedenfalls für den gebildeten Leser. Dieser hat entschieden ein Interesse daran, einen Einblick zu bekommen in den Umfang und Bestand von D. Q.s Büchersammlung, nicht nur, weil das ein Beitrag ist zur Charakteristik des berühmten Hidalgo, sondern auch deshalb, weil die Namen der Romane, die die Lesewelt des Mittelalters verschlang, und die sonst kaum erwähnt werden, entschieden eine Bereicherung des literarhistorischen Wissens bedeuten. Aus dem M.schen Auszug gewinnt man den Eindruck, als ob C. die Ritterromane an sich verdamme. Das ist aber durchaus nicht der Fall; er wollte nur gegen die phantastischen Auswüchse zu Felde ziehen, sagt er doch von dem Palmerin von England: »Alle Abenteuer sind sehr schön und kunstreich ausgeführt, alle Reden sind zierlich und klar, zugleich ist immer mit Schicklichkeit und Verstand das Eigentümliche jedes Sprechenden beibehalten« (T. I, S. 50)\*) und von der Geschichte des Tirante bekennt der Pfarrer, er sei »ein Schatz von Vergnügen, eine Fundgrube von Heiterkeit« (T. I, S. 50). \*\*)

Den eigentlichen Schlüssel zum Verständnis des »D. Q.« liefern die geistvollen Gespräche zwischen dem Pfarrer und dem Wirt (C. 32) einerseits und dem Domherrn und dem Pfarrer andererseits (C. 47—50), denen sich zuletzt auch D. Q. anschließt. Auch hier erfahren wir, daß der Dichter diese Literaturgattung nicht in Bausch und Bogen verurteilt, sondern auch Unterhaltung und Belehrung in ihnen gefunden hat. Der literarisch geschulte Leser wird gerade diese Erörterungen nicht nur mit wissenschaftlichem Interesse lesen, sondern auch einen hohen ästhetischen Genuß empfinden an den meisterhaften Dialogen, die von einer Kunst und Feinheit sind, wie wir sie später nur bei Lessing und Ibsen wiederfinden. Während der Domherr sie in den schärfsten

---

\*) Todas las aventuras del castillo de Miraguarda son bonisimas y de grande artificio, las razones cortesanas y claras, que guardan y miran el decoro del que habla con mucha propiedad y entendimiento. (C. 6, S. 100).

\*\*\*) he hallado en él un tesoro de contento y una mina de pasatiempo. (C. 6, S. 100).

Worten verdammt, (. . . dem Staate durchaus schädlich . . . alle enthalten mehr oder weniger dieselbe Sache . . . voll von unzufammenhängenden Erzählungen . . . (T. II, S. 216)\*) und ihre Leser als »nichtige Menge« (T. II, S. 219)\*\*) bezeichnet, findet der Pfarrer, wie bereits erwähnt, an ihnen auch eine gute Seite, denn sie können, wie C. ihn mit deutlichem Anklang an Horaz sagen läßt, belehren und ergötzen (T. II, S. 218).\*\*\*)

Ist C. in den eben angeführten Äußerungen gegen die Auswüchse der Ritterromane mit offener Kritik zu Felde gezogen, so kommt seine Gegnerschaft gegen sie doch in feinsinnigster Weise zum Ausdruck durch den

§ 9.

parodistischen Zug,

der durch sein Werk geht, und der ebenfalls bei M. vollständig verloren gegangen ist. Wirklicher konnte er die wunderliche Sprache der Ritterromane kaum ins Lächerliche ziehen, als wenn er, einige ganz unsinnige Sätze anführend, von ihnen schreibt »Unter allen schienen ihm keine so trefflich, als die Werke, die der berühmte Feliciano de Silva verfertigt hat, die Klarheit seiner Prosa und den Scharfsinn seiner Perioden hielt er für Perlen, fürnämlich wenn er auf Artigkeiten oder Ausforderungen stieß, als wenn an vielen Orten geschrieben steht: Das Tief-sinnige des Unsinnlichen, das meinen Sinnen sich darbeit, erschütterte also meinen Sinn, daß ich über Eure Schönheit eine vielsinnige Klage führe. Oder wann er las: Die hohen Himmel, die Eure Göttlichkeit göttlich mit den Gestirnen bewehrt, haben Euch die Verehrung der Ehre erregt, womit Eure Hoheit geehrt ist.« (T. I, S. 20). †)

\*) perjudiciales en la república estos que llaman libros de caballerias... (C. 47, S. 546).

\*\*\*) desvanecido vulgo (C. 48, S. 550).

\*\*\*) enseñar y deleitar (C. 47, S. 549),

†) de todos ningunos le parecian tan bien como los que compuso el famoso Feliciano de Silva; porque la claridad de su prosa y aquellas enricadas razones suyas le parecian de perlas, y mas cuando llegaba á leer aquellos requiebros y cartas de desafio, donde en muchas partes hallaba escrito: La razon de la sinrazon que á mi razon se hace, de tal manera mi razon enflaquece, que con razon me quejo de la vuestra ferrosura. Y tambien cuando leia: Los altos cielos que de vuestra divinidad divinamente con las estrellas os fortifican, y os hacen merecedora del merecimiento que merece la vuestra grandeza. (C. 1, S. 66.)

Die Stellen sind ein Beweis glänzendster Sprachkunst, die im Spanischen vor allem zum Ausdruck kommt durch die Wahl und Stellung der epitheta, welche auch im Hochdeutschen nur unvollkommen, im Niederdeutschen überhaupt nicht wiedergegeben werden kann. Man lese den so oft als stilistisches Musterbeispiel zitierten Bericht über D. Q's Ausfahrt, wie ihn einst nach der Meinung des Ritters ein großer Schriftsteller zu seinem Ruhm abfassen wird. »Der feuerrote Apollo hatte kaum über das Angesicht der großen weisstreckigen Erde die güldenen Fäden seines schönen Haupthaars verbreitet, kaum hatten die kleinen buntgemalten Vögelein mit ihren Harfenzungen die rosichte Aurora mit süßer, honiglieblicher Harmonie begrüßt, die das weiche Bett des eiferfüchtigen Gemahls verließ, und durch die Tore und Balkone des Mandhanischen Horizontes sich den Sterblichen zeigte: als der berühmte Ritter Don Quijote von la Mancha die müßigen Federn verließ, sein berühmtes Roß Rosinante bestieg, und begann über das alte und wohlbekannte Feld Montiel zu reiten.« (T.I, S.25)\*).

M. versucht, diesen Höhentraum in einem einzigen Satze wiederzugeben. Aber indem er den weisen Mann, der die Geschichte der Taten des großen Ritters aufzeichnen soll, verächtlich als zum Schriebervolk gehörend bezeichnet und in dem ganzen Abfat, an die Stelle des hohen Idealismus grobhumoristische Züge setzt, geht der ganze ästhetische Genuß verloren.

Die Darstellungsart der Ritterbücher treffen will Cervantes auch, wenn er Dulcinea wie folgt beschreibt: »ihr Haar ist golden, ihre Stirn ist das elysische Gefilde, ihre Augenbrauen sind Himmelsbogen, ihre Augen Sonnen, ihre Wangen Rosen, ihre Lippen Korallen, Perlen ihre Zähne, Alabaster der Hals, Marmor die Brust, Elfenbein die Hände, ihre Haut wie der Schnee, und alles, was die Anständigkeit dem menschlichen Auge entzieht, ist nach meiner Überzeugung so beschaffen, daß es dem

\*) Apénas habia el rubicundo Apolo tendido por la faz de la ancha y espaciosa tierra las doradas hebras de sus hermosos cabellos, y apénas los pequeños y pintados pajarillos con sus arpadas lenguas habian saludado con dulce y meliflua armonia la venida de la rosada aurora, que dejando la blanda cama del celoso marido, por las puertas y balcones del manchego horizonte á los mortales se mostraba, cuando el famoso caballero D. Quijote de la Mancha, dejando las ociosas plumas, subió sobre su famoso caballo Rocinante, y comenzó á caminar por el antiguo y conocido campo de Montiel. (C. 2, S. 71/72.)

liebenden Herzen köstlich, aber ohne alle Vergleichung ist.« (T. I, S. 94/95)\*) Wenn Cervantes hier arg gegen das von Lessing allerdings erst viel später und in Anlehnung an Homer aufgestellte Gesetz verstoßt, daß Eigenschaften nur durch Handlungen und insbesondere Schönheit nur in ihrer Wirkung zu schildern sei, so ist das bei dem großen Cervantes kein Mangel, sondern Parodie. Es ist ein bedeutungsvolles argumentum ex silentio, wenn Mähl diesen Preis der Schönheit einfach übergeht. Am trefflichsten hat Cervantes den Geist der Ritterbücher getroffen, als er D. Q. die große Schlachtrede halten läßt. Nur ein Stück daraus: »Dort sind die, welche die süßen Gewässer des berühmten Xantus kosten, die Mortuaßen, die die masilischen Gefilde bewohnen, diejenigen, die das feine und reichhaltige Gold des glücklichen Arabien lichten, die, welche die berühmten und frischen Wasser des klaren Thermodon trinken, jene, die in Kanälen nach verschiedenen und fernen Gegenden den goldführenden Pactolus zu sich leiten, die Numidier dort, die in ihren Versprechungen unzuverlässig, die Perler, in Bogen und Pfeilen berühmt . . . (T. I, S. 135).\*\*)

Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß die drei angeführten Texte für eine Wiedergabe in einem plattdeutschen Volksbuch nicht in Frage kommen können. M.s Versuch einer Übertragung dieser pathetischen Stilblüten in die Volkssprache mußte von vornherein an sprachlichen Schwierigkeiten scheitern. Indem er zudem an die Stelle der Parodie den Humor setzte, schuf er innere Widersprüche und Disharmonien. Die eingefügten Witze machen D. Q.s Schlachtfelderläuterungen, die er mit Stolz und

---

\*) sus cabellos son oro, su frente campos eliseos, sus cejas arcos del cielo, sus ojos soles, sus mejillas rosas, sus labios corales, perlas sus dientes, alabastro su cuello, mármol su pecho, marfil sus manos, su blancura nieve, y las partes que á la vista humana encubrió la honestidad son tales, segun yo pienso y entiendo, que solo la discreta consideracion quede encarecerlas y no compararlas. (C. 13, S. 148.)

\*\*\*) aqui están los que bebian las dulces aguas del famoso Janto, los montuosos que pisan los masilicos campos, los que cubren finisimo y menudo oro en la felice Arabia, los que gozan las famosas y frescas riberas del claro Termodonte, los que sangran por muchas y diversas vias al dorado Pactolo, los numidas dudosos en sus promesas, los persas en arcos y flechas famosos, (C. 18, S. 192.)

innerer Genugtuung seinem verdutzten Knappen gibt, geradezu unverständlich. Der niederdeutsche Bauer, wenn er dieses Stück überhaupt zu Ende liest, wird sich kopfschüttelnd fragen: Was schall dat? Die unbedingt notwendige und scheinbar bei M. nicht existierende Vertrautheit mit dem Geist und Stil des Originals und seine hervorragende Beherrschung des Plattdeutschen hätten ihn überzeugen müssen, daß bei den parodistischen Stellen aus sprachlichen Gründen eine Kürzung zu allererst am Platz gewesen wäre.

Die bei Cervantes so zahlreichen Anspielungen auf geschichtliche Ereignisse und Persönlichkeiten, die häufige Bezugnahme auf literarische Vorgänge und Zeitgenossen brachten Mähl überhaupt in eine schwierige Lage. Im Zeitalter der Scholastik war unter den eifrig Latein treibenden Kloster- und Kirchenschulen und der im späteren Mittelalter erfolgten Erneuerung griechischer Studien die Kenntnis der

#### antiken Geisteswelt

§ 10.

unter den Gebildeten relativ stark verbreitet, während die sogenannten Erfahrungswissenschaften sich mit der Verarbeitung des von den Griechen übermittelten Wissens begnügten.

Heute treibt nur ein kleiner Teil des lesenden Publikums klassische Studien. Die Antike ist daher dem Durchschnittsmenschen eine terra incognita. Während wir wirtschaftlich im Zeichen des Weltverkehrs und Welthandels stehen, erstreckt sich die wissenschaftliche Forschung in ungeahnte Weiten und Tiefen. Aber die Erweiterung der Dimensionen hat für die Bildung des europäischen Menschen nur eine bedauerliche Verflachung zur Folge gehabt, so daß öde Vielwisserei, Oberflächenkultur und innere Verarmung die Hauptzüge der geistigen Physiognomie unseres Jahrhunderts bilden. Der niederdeutsche Bauer, soweit er nicht durch Stadtluft verdorben ist, zeigt, unter dem Einfluß von Schule und Presse, bisher nur einen Anflug dieser neuen »Zivilisation«, um mit Spengler zu sprechen. Er erhält sein Gepräge durch den Kulturkreis der Heimat, in der er durch Erziehung und Tätigkeit verwurzelt ist. Diesem letzten Typus, und zwar ausschließlich, gehört auch Joachim Mähl an. Ausschließlich für die Menschen seiner Heimat schrieb er sein Buch.

Er ist daher bemüht gewesen, den »D. Q.« aus seiner zeitlichen und geographischen Gebundenheit zu lösen. Die Welt der Antike, in der der hochgebildete C. so gerne weilt, und mit deren Helden sein belesener Junker sich so gerne vergleicht, scheint bei Mähl nur noch in kümmerlichen Resten durch. Schon im Prolog kamen lateinische Zitate vor, desgleichen war die Rede von Plutarch, Aristoteles und Homer, von Ovid und Cicero. D. Q. will sich einen Helm machen lassen gleich jenem, »den der Gott der Schmiede für den Gott der Schlachten arbeitete«. (T. I, S. 175.)\* Er vergleicht sich mit den Helden des trojanischen Krieges (T. I, S. 64) und seine Dulcinea mit Helena (a. a. O. und T. I, S. 217) und Lucrezia (T. I, S. 217)\*\*), ein andermal betont er: »Sie stammt nicht von den alten Curtiern, Cajern, römischen Scipionen ab, noch in der neuen Welt von den Colonnas und Ursinos. (T. I, S. 95)\*\*\*). Wir hören (T. I, S. 211 ff.)†) von Napäen und Dryaden, von Zoroaster, den Brahmanen Indiens und den Gymnosophisten Aethiopiens.

In den weitaus meisten Fällen hat M. alle derartigen in das klassische Altertum und die vorderasiatische Welt hineingreifenden Gedankengänge eliminiert. Aber nicht immer ließen sich die Stellen einfach streichen. Mehrfach erscheint, um den Zusammenhang zu wahren, wenigstens ein Teil des Inhaltes, dann aber losgelöst von allem historischen Beiwerk und ohne die unbekanntenen Eigennamen, in schlichtem, niederdeutschem Gewande, so wenn M. überträgt:

Es war nur Spaß und Zeitvertreib, und hätte ich ihn anders genommen, so wäre ich schon längst umgekehrt und hätte, um dich zu rächen, mehr Unheil angerichtet, als die Griechen wegen der geraubten Helena stifteten. (T. I, S. 166.) ††)

Dat weer ja doch man Spaß, un blot ut Tiedverdriev spel'n se dar mi Di Ball; denn weer ick all heel lang bi er weft un harr er mal de Weft utswengt. (M. 17, S. 166.)

\*) que hizo y forjó el dios de las herrerías para el dios de las batallas. (C. 21, S. 223.)

\*\*) C. 25, S. 281.

\*\*\*) no es de los antiguos Curcios, Gayos y Cipiones romanos ni de los modernos Colonnas y Ursinos (C. 13, S. 148).

†) C. 25, S. 274 ff.)

††) burla fué y pasatiempo, que á no entenderlo yo ansi, ya yo hubiera

Zu den Zeiten des Oelfop  
(T. I, S. 205) \*)

In olnTieden (M.21, S.144)

Ebenso wenig wie für die Antike konnte M. Verständnis § 11.  
erwarten für

spanische Namen und Kulturverhältnisse.

Auch hier hat er ausgeschieden, vereinfacht, verniederdeutcht.  
Man vergleiche:

Eine asturianische Magd  
(T. I, S. 115).\*\*)

Kaeksch Kathrin (M. 12,  
S. 56.)

Es traf sich, daß in dieser  
Nacht in der Schenke ein  
Hälcher schlief, einer von der  
logenannten heiligen alten  
Brüderschaft von Toledo.  
(T. I, S. 121.)\*\*\*)

Tom Glücken geiht de  
Bettelvagt dar grad vörbi, de  
ok toglied Nachtwächter is, sin  
Amtschild up de Bost, un as  
de nu den Larm dor hören  
deiht, do he denn rin' un will  
mal sehn, wat dar los is.  
(M. 12, S. 61.)

Wenn bei C. (Kap. 19) Sandho zittert, als hätte er Quecksilber eingenommen, so liegt dieser Vergleich dem Spanier näher als dem Norddeutschen, denn das Quecksilber ist ein Erzeugnis spanischen Bodens. Bei M. (Kap. 15, S. 79) heißt es daher nur: »Sandho kriggt sick dat Zittern.« Als D. Q. (Kap. 19) den Leichenzug sieht, fügt C. hinzu, daß man an dem ruhigen Schritt sehen konnte, daß es keine Pferde, sondern Maulesel (die für die Subtropen charakteristischen Transporttiere) waren.

---

vuelto allá, y hubiera hecho en tu venganza mas daño que el que hicieron los griegos por la robada Elena. (C. 21, S. 224.)

\*) Der spanische Ausdruck «en tiempo de Guisopete» (C. 25, S. 267) deutsch »zu Ylops Zeiten« wurde von T. offenbar nicht verstanden und durch einen willkürlich gebildeten Namen übertragen, mit dem M. natürlich nichts anfangen konnte. Braunsfels übersetzt »zu Zeiten des Isopeter« und versteht darunter richtig Aefop.

\*\* ) una moza asturiana (C. 16, S. 170).

\*\*\* ) Alojaba acaso aquella noche en la venta un cuadrillero de los que llaman de la Hanta Hermandad vieja de Toledo. (C. 16, S. 176.)

Unserer Vorstellungswelt entspricht es mehr, wenn die Reiter »hoch to Peer« (M. 15, 80) ankommen.

Ebenso wenig wie die hier geschickt ausgeschiedenen geographischen und kulturgeschichtlichen Elemente, konnte M. die gelegentlichen Seitenhiebe auf die lügnerischen Araber (vergl. C. 5), zu denen im ganzen Mittelalter die Spanier in kriegerischem Gegensatz standen, verwenden. C.'s Worte, deren Schärfe sich auch aus der Erinnerung an seine Gefangenschaft in Algier erklärt, waren seinen Landsleuten aus der Seele gesprochen. Dem niederdeutschen Leser fehlt das Verständnis für diese Animosität.

§ 12. Mit dem kulturgeschichtlichen Hintergrund sind also auch die selbstbiographischen Anspielungen des spanischen Dichters ausgemerzt worden. Schon im Beginn des fortgelassenen Prologs erfuhren wir, daß er den Roman verfaßte »in einem Gefängnisse, wo jede Unbequemlichkeit zu Hause ist, und alles traurige Geräusch seine Wohnung hat« (T. I, S. 11)\* und der Pfarrer sagt von ihm: »Dieser Cervantes ist seit vielen Jahren mein guter Freund, und ich weiß, daß er gewandter im Leiden als im Reimen ist.« (T. I, S. 53).\*\* In Spanien weiß jeder Literaturfreund, daß der berühmte National-Dichter hier von seiner Teilnahme an der Seeschlacht bei Lepanto (1571) und seiner anschließenden Gefangenschaft in Algier spricht. In Deutschland kennen nur wenige Gebildete das Leben Cervantes. Die Stellen waren daher für ein Volksbuch unverwendbar.

§ 13. Wenn also M. bestrebt gewesen ist, das Werk des C. aus seiner raumzeitlichen und literarischen Gebundenheit zu lösen, so muß die Frage aufgeworfen werden, ob ihm die Lösung dieser Aufgabe vollständig gelungen ist. Leicht war sie nicht. Schon die

#### Eigennamen

machten Schwierigkeiten; kommt deren doch allein im ersten Kapitel eine schier übergroße Anzahl vor:

\*) la historia de un hijo seco, avellanado, antojadizo, y lleno de pensamientos varios y nunca imaginados de otro alguno; bien como quien se engendró en una cárcel, donde todo triste ruido hace su habitacion. (C., Prol. S. 50.)

\*\*\*) Muchos años há que es grande amigo mio ese Cervántes, y sé que es mas versado en desdichas que en versos. (C. 6, S. 103.)

Feliciano de Silva, Don Belianis, Siguenza, Palmerin von England, Amadis von Gallien, Phöbus, Don Galaor, Cid Ruy Diaz, Bernardo del Carpio, Ronceval, Roland, Herkules, Antäus, Morgante, Rinold von Montalbau, Ganelon, Alexander, Bucephalus, Babisca, Caraculiambro, Malindrania, Aldonza, Lorenzo. Fast alle hat M. geftrichen.

In K. 3 sind die Namen zahlreicher spanischer Orte, die der Wirt als angeblicher fahrender Ritter besucht haben will, weggeblieben; der M.sche Wirt sagt nur, daß er die ganze Welt bereift hat. Abgesehen davon, daß der Ausdruck »bereift« viel zu modern klingt, ist diese gekürzte, etwas abstrakte Wiedergabe unwahrscheinlich; denn wenn einer von seinen Reisen prahlt, pflegt er meist auch anzugeben, wo er gewesen ist. Es liegt in der Natur der Sache, daß mit den Eigennamen auch die meisten Sätze und damit auch die Gedanken, in denen sie vorkommen, entweder fallen oder erheblich verändert werden mußten. Auch geistreiche Wortspiele, die von dem Mann aus dem Volke nicht verstanden werden, mußten dem Prinzip der Vereinfachung geopfert werden. So glaubt bei C. der zunächst verdutzte Wirt (C. 2), D. Q. halte ihn für einen Kastilianer, weil er ihn Kastellan nennt. Daß die Verniederdeutschung nicht immer möglich war, ohne dem Inhalt Gewalt anzutun, zeigen die vielen Namen, die M. trotzdem übernommen hat, obgleich sie für ein niederdeutsches Volksbuch ganz ungeeignet sind. Andererseits vermag man oft auch nicht den Grund einzusehen, weshalb dieser oder jener Name von M. bevorzugt wurde und man bekommt das Gefühl, als ob M. vor dem Stoffe kapituliert und seine Kraft zur Um- und Neugestaltung nicht ausgereicht hätte. Es ist wohl sehr die Frage, ob niederdeutsche Leser etwas anfangen können mit Namen wie Cid sin Babinca (M. 1, S. 4), Ambra, Zibeth, Ambrosia (M. 4, 21), Balduin (M. 5, 23), Amadis, Esplaudian, Amadis von Graecia, Don Olivante, Chimboraffo (M. 6, 27—29), Turpin, Munnaton (M. 7, 30 und 31), Lapice (M. 8, 36), Sobradisa (M. 10, 47), Alifanfaron Taprobana, Garamanten, Pentapolin, Quiralonia, Timonel von Carrajona, Herr von Biscaya, Miulina, Marzipano, Algarbien, Pierre Papin, Baronin Utrique, Expartafildo (M. 14, 71—73), Alonzo Lopez, Alcoverdas (M. 15, 82), Almodovar, Ambra (M. 19, 133), Don Belianis (M. 21, S. 147),

Ambrosius (M. 21, 149), Bernado de Carpio (M. 23, 163), Medor Oriana (M. 23, 164). Die Beispiele ließen sich noch vermehren. Oft ist derselbe Name in einem Kapitel der Einfachheit halber fortgelassen, in einem andern Kapitel aber stehen geblieben; so ist der Amadis im 1. Kap. nicht erwähnt worden, im 6. Kap. aber genannt.

Auch hinsichtlich der sonstigen Fremdwörter und anderer wenig bekannter Ausdrücke ist M. nicht immer volkstümlich geblieben. Sollten wohl viele Leser wissen, was Scharpie (M. 3, 12) und Fellisen (M. 19, S. 131) bedeutet, oder das Wortspiel Homicidien, Omecilien (M. 10, 44) verstehen? Auf derselben Seite gebraucht er ganz unvermittelt das Wort »Brüderchaft« für das im Hochdeutschen nicht unbekannte Hermandad, eines der wenigen aus dem Spanischen stammenden hochdeutschen Fremdwörter. Nachdem M. in Kapitel 12 den Vertreter dieser Brüderchaft kurzweg zum »Bettelvogt« gemacht hat, dürfte von 10 Lesern höchstens einer den Ausdruck hier verstehen.

Ebenso wenig wie bei den Eigennamen ist M. bei Zeichnung des örtlichen Hintergrundes einheitlich vorgegangen. Man ist sich daher oft nicht im klaren, ob der Roman in Spanien spielt oder in unserer nordischen Heimat. Wenn man von Toledo und Murzia (M. 4, 20), von einem Biscayer (M. 27, S. 202), Andalusien (M. 29, 206) und »in Spanien hier« (M. 30, S. 227) hört, so glaubt man gewiß in Spanien zu sein. Wenn er von Wandsbeck (M. 27, 202) und Nürnberg (M. 35, 264) spricht oder an deutsche Märchen- und Sagenmotive, wie die Siebenmeilensiefel oder die nach dem Blocksberg reitenden Hexen erinnert, wenn er Irrlichter auf dem Sumpfe (M. 15, 79) tanzen läßt, »wenn de Nachtul singt, de eenen sin Dod ankündigt« (M. 15, S. 80), dann steigen heimische Landschaften vor uns auf. Die Frage, ob es dem Bearbeiter gelungen ist, dem D. Q. des C. einen niederdeutschen Rock anzuziehen, wie Wischer in der Vorrede behauptet, wird bei Behandlung der Charaktere (§ 44) noch eingehender behandelt werden. Immerhin muß M.s Bestreben, die raumzeitliche Verankerung des Werkes zu beseitigen, anerkannt werden.

\*

Gegenüber den Minuskapiteln sind

die Plusstücke bei M.

§ 14.

außerordentlich selten und kurz. Der längste Zusatz ist nur etwa eine halbe Seite lang und schildert in drastischer Weise den Zusammenbruch der Sancho'schen Zukunftsträume. Überhaupt beziehen sich viele der längeren M.'schen Erweiterungen auf Sancho Panza, der offenbar seine Lieblingsfigur war. Die kürzeren Zusätze lassen sich ebenso gut als

stilistische und sprachliche Eigenheiten

§ 15.

ansprechen.

Erweiterungen dieser Art finden sich vornehmlich dort, wo allgemein menschliche Züge hervorgehoben werden sollen, wo es sich um Dinge des täglichen Lebens handelt.

Man vergleiche:

Cervantes:

Sancho sagte, er bemerke,  
daß es Zeit sei, zu essen.  
(T. I, S. 61)\*)

Mähl:

Herr, seggt dor Sancho,  
ward dat nu nich Tied, dat  
wi ers'n Happen eten doht?  
— ick ward al flau in'n Magen  
un dat klättert mi al in'n Liew.

An die Stelle von 9 spanischen Wörtern sind hier 31 niederdeutsche getreten.

Mit der Antwort D. Q.'s verhält es sich ähnlich:

Sein Herr erwiderte, daß  
er es noch nicht bedürfe, daß  
er aber essen könne, wann er  
wolle. (a. a. O.)\*\*)

Ik mag noch nich, seggt  
D. Q., ick hew noch keen  
Appetit, wenn du all magst,  
leew Fründ, scheneer di nich,  
du heft den Snappack jo to  
Hand.

Diesmal ist das Verhältnis 19: 28. Auf jeden Fall ist es charakteristisch, daß eine Episode, welche auf den Gang der Handlung nicht den geringsten Einfluß hat, mit dieser liebevollen Ausführlichkeit behandelt ist.

\*) Dijole Sancho que mirase que era hora de comer. (C. 8, S. 111)

\*\*\*) Respondióle su amo que por entonces no le hacia menester, que comiese él cuando se le antojase. (a. a. O.)

Das zweite stilistische Merkmal dieser Stellen ist, daß § 16.

Cervantes indirekt, Mähl dagegen direkt

spricht. Dafür noch einige weitere Beispiele, deren erstes bezeichnender Weise wieder Sancho zum Mittelpunkt hat.

In diesen drang er so sehr, redete ihm zu und versprach ihm so viel, daß der gute Landmann sich entschloß, mit ihm auszuziehen und als sein Edelknabe zu dienen. (T. I, S. 56) \*)

Uns Ol fragt em, wat he Luft hett, sin Stallmeister to ward'n. »Dat harr ick woll«, seggt do de Bur, »doch smitt dat ok wat af, leev Herr?« »Watt een Frag!« seggt Don Ouixote, »en hogen Posten, de is Di gewiß, denn wenn ick en Insel eenerwegen erobern doh, wardst Du ja Kommandant un erster Mann na mi!« »Datt lett sick hör'n, leev Herr, seggt nu de Bur, »denn neh'm'k den Posten an!« (M. 7, S. 32)

Der Wirt . . . betrachtete ihn mit Verwunderung, ohne zu wissen, was er tun oder sagen sollte. (T. I, S. 106)\*\*)

De Weert keek em verwunnert an un denkt: »Wat kummt den Bruder an?« (M. 3, S. 11)

Die Mädchen fragten ihn nur, ob er nicht etwas zu essen begehre. (T. I, S. 28)\*\*\*)

»Sünd Se ok hungrig?« fragt em do een von de Dierns. (M. 2, S. 9)

\*) tanto le dijo, tanto le persuadió y prometió, que el pobre villano se determinó de salirse con él y servirle de escudero. (C. 7, S. 106)

\*\*\*) El ventero ...estaba confuso mirándole, sin saber qué hacerse ni decirle. (C. 3, S. 77.)

\*\*\*\*) Las mozas ... le preguntaron si queria comer alguna cosa. (C. 2, S. 76.)

Als D. Q. bei der Schenke mit Steinen beworfen wird, ruft er:  
 bei C.: bei M.:

Der Herr des Kastells aber sei ein feiger und schlechter Ritter, weil er es dulde, daß man also gegen irrende Ritter verführe; sobald er den Orden der Ritterhaft empfangen habe, wolle er auch über seine Verräterei mit ihm Rücksprache nehmen. (T. I, S. 34)\*)

Dem Schenkwirte mißfielen die Poffen seines Gastes, er beschloß also, sie abzukürzen und ihm lieber sogleich den fatalen Ritterorden zu erteilen, ehe noch mehr Unheil daraus erwüchse. (T. I, S. 34)\*\*)

Der Schenkwirt, um ihn nur bald aus seiner Schenke zu wissen, antwortete ebenso rhetorisch, aber kürzer, und ließ ihn, ohne seine Zehrung zu verlangen, auf gut Glück fortziehen. (T. I, S. 36)\*\*\*)

»Du Spitzbov Du, Du Seel'nverkörper un Du grote Bangnbüx Du, da littst Du, Du as Ritter, dat düsse Kerls een Ritter hier so smieten doht?« un denkt: »Wenn he Di blot man eerst tom Ritter slagen hett, denn schaft Du em de Dör ok jonich wedder düstern un em sin Dag' nich wedder öbern Süll un Drüffel kamen!« (M. 3, S. 13)

»Schwerenot«, denkt do de Weert, »ne, dat geiht all sin Dag' ni god! Du mußt den Kerl man gliek so stantepee tom Ritter slagen un denn je eher, je lever mit em öber alle Barg! Dat givt ja Mord un Dodflag hier!« (M. 3, S. 14)

De Weert lett em rieden, ahn datt de Ol sin Zeh betalt hett un denkt: »Gottlov, nu büßt den Unglücksbruder los!« un wünschd em 'n gode Reif'. (M. 3, S. 15)

\*) el señor del castillo era un follon y mal nacido caballero, pues de tal manera consentia que se tratasen los andantes caballeros, y que si él hubiera recibido la orden de caballeria, que él le diera á entender su alevosia. (C. 3, S. 82.)

\*\*) No le parecieron bien al ventero las burlas de su huésped, y determinó abreviar, y darle la negra orden de caballeria luego, ántes que otra desgracia sucediese. (C. 3, S. 82.)

\*\*\*) El ventero, por verle ya fuera de la venta, con no ménos rétoricas, aunque con mas breves palabras, respondió á las suyas, y sin pedir la costa de la posada, le dejó ir lá buen hora. (C. 3, S. 84.)

... ließ er dem Rosinante den Zügel, um dem Willen seines Gaules seinen eigenen zu unterwerfen, der auch seiner vorigen Absicht folgte, sich nämlich nach seinem Stalle zu begeben. (T. I, S. 40) \*

Der Bauer stand verwundert da, als er dergleichen Unfinn hörte. (T. I, S. 43)\*\*)

Die Schäfer und Hirten, die die Herde führten, riefen ihm zu, daß er nicht also verfahren möchte. (T. I, S. 136/137)\*\*\*)

Der Esel . . . wohl in der Meinung, daß der Steinregen, der seine Ohren getroffen, noch nicht aufgehört habe . . . (T. I, S. 184) †)

. . . war 'die erste Frage, die sie tat, ob der Esel glücklich wieder mitkomme? (T. II, S. 252) ††)

... leggt sinen Hingst den Tegel up den Hals un lett em sinen Willen, dat de den Utsflag geben schall, un de denkt denn: »Am besten is't, Du geihst Di wedder na den Stall.« (M. 4, S. 19/20)

De Bur kiekt em verwunnert an un denkt: »Wat tünt de Kerl dar för Dredraht her? schaft Di em doch mal neeger anfehn«. (M. 5, S. 23)

»Du Fründ, Di plagt ja woll de Düwel; wullt Du uns' Schap hier glik in Freden laten!« (M. 14, S. 74)

De Esel denkt so bi sick süßen: »So'n Steenenhagel hal de Düwel, — smiet een dar, as wenn dat Leben gar keen Geld kößt!« (M. 18, S. 120)

Do fragt se glik: »Du, Sandho, heft Du ok den Esel wedder mitbröcht un wa geiht em dat? (M. 41, S. 299)

\*) ...soltó la rienda á Rocinante, dejando á la voluntad del rocin la suya, el cual siguió su primer intento, que fué el irse camino de su caballeriza. (C. 4. S. 88.)

\*\*\*) El labrador estabé admirado oyendo aquellos disparates. (C. 5, S. 92.)

\*\*\*) Los pastores y ganaderos que con la manada venian, dabanle voces que no hiciese aquello. (C. 18, S. 193.)

†) el jumento cabizbajo y pensativo, sacudiendo de cuando en cuando las orejas, pensando que aun no habia cesado la borrasca de las piedras que le perseguian los oidos. (C. 22, S. 244.)

††) lo primero que le preguntó fué que si venia bueno el asno. (C. 52. S. 586/587.) Schon Tiecks Übersetzung ist also falsch; es müßte heißen: »ob es dem Esel gut ginge«.

Ausnahmsweise tritt auch der umgekehrte Fall auf, § 17. nämlich, daß M. an die Stelle der direkten Rede bei C. die indirekte setzt. Hier spielen die gleichen Gründe mit, die ihn zur Weglassung der längeren Reden veranlaßten. Von dieser Art der Übertragung sind bezeichnender Weise vornehmlich solche Stellen betroffen, in deren Mittelpunkt D. Q. steht, also meist Aussprüche im pathetischen Stil der Ritterromane, der im Plattdeutschen schlechterdings nicht wiederzugeben ist. Um die Continuität der Handlung nicht zu unterbrechen, hat M. wenigstens die verbindenden Gedankengänge durch indirekte Übertragung zu retten versucht, obgleich natürlich dabei der Geist des Originals zerstört werden mußte.

Hierfür einige Beispiele:

Glaubt mir, schöne Dame, daß Ihr Euch glücklich preisen könnt, in diesem Eurem Kastell meine Person beherbergt zu haben. (T. I, S. 117)\*

. . . un seggt er denn, dat se von Glück segg'n kann, so'n Kerl, as he is, in er Hus to hebben. (M. 12, S. 58)

Als D. Q. vom Wirt Abschied nimmt, berichtet uns M. nur, daß er sich für alles beim Wirt bedankt. Offenbar hat er die Unmöglichkeit einer Übersetzung eingesehen, denn D. Q. sprach zum Wirte:

C.:

. . . sagte mit feierlicher und ernster Stimme: »Viel und groß sind die Gefälligkeiten, Herr Kommandant, die ich in Eurem Kastell erfahren, und es ist meine Pflicht, Euch durch mein ganzes Leben dafür dankbar zu sein. (T. I, S. 127)\*\*)

M.:

D. Q. . . . bedankt sick heel veldulendmal för allens, wat he dar genaten hett, un verspricht em hoch un heilig, dat he em dafür dankbar wesen will sin ganze Lebens-tied . . . (M. 13, S. 66)

\*) Credme, formosa señora. que os podeis llamar venturosa por haber alojado en este vuestro castillo á mi persona. (C. 16, S. 171.)

\*\*\*) con voz mu reposada y grave le dijo: Muchas y muy grandes son las mercedes. señor alcaide, que en este vuestro castillo he recebido, y quedo obligadisimo á agradeceróslas todos los dias de mi vida. (C. 17. S. 183.)

Um dem verblendeten Hidalgo eine Prinzessin vorzutäuschen, spricht Dorothea bei C. zu ihm:

» . . . mit vieler Zierlichkeit und großem Ernst: »Wer es immer sei, der Euch gesagt, tapfrer Ritter von der traurigen Gestalt, daß ich mich meines vorigen Zustandes entkleidet, hat Euch nicht mit Wahrheit berichtet, denn dieselbe, die ich gestern war, bin ich noch heute.« (T. II, S. 118)\*

Bei M. spricht Dorothea wie eine Frau aus dem Volke, so daß niemand, am wenigsten der mit der Hof- und Rittersprache vertraute D. Q. sie für eine Prinzessin halten wird:

» . . . de em seggt hett, se harr sick verpuppt, dat dat en groten Lögenbüdel weer, de em de Hut vull lagen harr« (M. 30, S. 227).

Im allgemeinen gilt jedoch die Regel, die sich aus den zahlreichen zuerst angeführten Beispielen ergibt, nämlich daß bei M. die wörtliche Rede an Stelle der nichtwörtlichen tritt.

Welche Wirkung hat nun diese Stilumformung?

Unzweifelhaft hat M.s Buch dadurch einen belebenden volkstümlichen Zug erhalten. Wenn uns die Gedanken feiner Menschen in wörtlicher Rede mitgeteilt werden, so tritt ihr Inneres gleichsam sichtbar hervor. Diese

### Anschaulichkeit

§ 18.

ist ein Hauptmerkmal M.scher Darstellungskunst. Dafür noch einige weitere Beispiele:

Wie so oft im Plattdeutschen tritt auch bei M. die begleitende sinnfällige Erscheinung an die Stelle des inneren seelischen Vorganges. Da wird z. B. das abstrakte »verwirrt« ersetzt durch das konkrete »rotwerden« z. B.

---

\*) Quien quiera que os dijo, valeroso caballero de la Triste Figura, que yo me había mudado y trocado de mi sér, no os dijo lo cierto, porque la misma que ayer fui, me soy hoy. (C. 37, S. 435.)

C.:

Verwirrt standen die Wirtin, die Tochter und die edle Maritorne da, da sie diese Redensarten des irrenden Ritters vernahmen. (T. I, S. 117) \*)

Ganz ähnlich heißt es bei C. von der Prinzessin Zorayde:

Sie »wurde immer traurig, oder freute sich« (T. II, S. 201)\*\*)

Um den Mut und Kampfesfeier der an der Prozession teilnehmenden Mönche und Priester anzudeuten, sagt er von ihnen, »se spüüt sich forsch in de Hand'n«. (M. 41, S. 297) Die Frage, ob diese Handarbeitermode Priestern und Mönchen ansteht, kümmert ihn dabei nicht. Ähnlich verhält es sich mit dem folgenden Beispiel.

Plötzlich fiel es dem D. Q. ein, daß eben dieser der Herr des Reitkissens und des Mantelfacks sein müsse und zugleich faßte er den Vorfaß, ihn aufzufuchen. (T. I, S. 190) \*\*\*)

Dafür sagt M.:

Dat Frunsvolk verfteiht em zwarsen nich, ward aber doch en betjen rot, besonnens de leev Olfch, un wiel es . . . (M. 12, S. 58)

dagegen bei M.:

»se lacht mit, wenn de annern lacht un weent mit, wenn de annern weent, (M. 36, S. 266)

Mit eenmal fleit D. Q. sick vör den Kopp, as wenn em waff infalln deiht un seggt so bi sick fülben: »Schull he dar« — wo he den Springer mit meent — »woll de Kerl wesen, den de Mantelfack un dat Sadelküssen tohören deiht, de wie hier fund'n hebbt?« (M. 19, S. 128/129)

Man muß M. zugestehen, daß er ein scharfer Beobachter ist, daß er weiß, wie der Mann aus dem Volke oder ein älterer Schuljunge sich benimmt, wenn ihm plötzlich ein Licht aufgeht,

\*) Confusas estaban la ventera y su hija y la buena de Maritornes oyendo las razones del andante caballero. (C. 16, S. 172).

\*\*\*) se entristecia y alegraba á bulto. (C. 46, S. 530).

\*\*\*\*) Luego imaginó D. Quijote que aquel era el dueño del cojin y de la maleta, y propuso en si de buscallo. (C. 23, S. 251.)

ihm etwa einfällt, daß er etwas vergessen hat. Diese Züge aber unmittelbar auf den würdevoll und gemessen durchs Leben schreitenden Hidalgo zu übertragen, heißt doch sein Bild verzerrern.

In gleicher Weise wird die Figur unseres Ritters durch die derb konkreten Worte verändert, die M. nicht nur ihm, sondern auch allen anderen Personen in den Mund legt.

Bei C. antwortet D. Q. dem schimpfenden biskayischen Reitknecht, wie es sich für einen stolzen Fahrennden gehört:

»Wärfst du ein Ritter, wie du es nicht bist, so hätte ich dich für deinen Aberwitz und deine Frechheit schon gezüchtigt, du dienender Sklave!« (T. I, S. 65)\*)

Bei M. unterscheidet er sich in seiner Ausdrucksweise nicht von dem Knecht, welcher sagt:

»Hör Fründ, lettst Du uns nu nich glick hier reifen, — bi Gott den Herrn! — ik hau Di hier to Appelmos!«

D. Q. antwortet:

»Junge Fründ, wenn Du een Ritter weerst, as ik, ik flög Di — hal's der Kuckuck! — alle Tännen in, doch so — so so duerst Du mi.« M. 8, S. 40)

Nicht nur einzelne Menschen weiß M. klar und deutlich vor unserm geistigen Auge erscheinen zu lassen. Auch Naturvorgänge versteht er trefflich zu illustrieren. Wo C. nur sagt, daß es Tag zu werden beginnt, da fügt M. hinzu »der Hahn hett al'n paar-mal kreiht« (M. 34, S. 252).

Ganze Szenen dieses Romans werden durch diese konkrete Ausdrucksweise trefflich ausgeschmückt und lebendig gestaltet. Wie liebevoll ist der Aufbruch geschildert! (M. 7, S. 33). Auch die Prozession (M. 41, S. 294) ist nicht übel dargestellt. Nur schade, daß sie ohne Grund ins Lächerliche gezogen wird. (Vergl. § 27 Humor.)

\*) Si fueras caballero como no lo eres, ya yo hubiera castigado tu sandez y atrevimiento, cautiva criatura. (C. 8, S. 115.)

Das zweite Stilelement im Dienste der Anschauung ist  
der Vergleich.

§ 19.

Wie häufig er vorkommt, mag die folgende Zusammenstellung zeigen.

- Beispiel 1 as Hoffmann bi den Hund (M. 1, S. 3)  
 „ 2 as staben un as flagen (M. 8, 40 und 14, 76)  
 „ 3 dat em de Bukgört plajt (M. 11, 50)  
 „ 4 as dee Kattaker in den Steert (M. 11, 52)  
 „ 5 grad as sin Efel (M. 11, 55)  
 „ 6 krumm as en Flitzbag'n (M. 11, 55)  
 „ 7 grad as en Sack (M. 11, 55)  
 „ 8 as de düre Tied un as es Liekentog (M. 11, 55)  
 „ 9 as wenn er de mal inflag'n word'n is (M. 12, 56)  
 „ 10 as en Prinz (M. 12, 57)  
 „ 11 as harr he Prügels kregen (M. 12, 57)  
 „ 12 as weer ick lahm (M. 12, 57)  
 „ 13 as luter Königskronen (M. 12, 58)  
 „ 14 grad as een Sev (M. 13, 62)  
 „ 15 as wenn dar Füer ruffleegen deh (M. 13, 63)  
 „ 16 dat mi noch alle Tähnen wackeln doht (M. 13, 63)  
 „ 17 as wenn de Seel em uf'n Liev rut will (M. 13, 65)  
 „ 18 grad as en Bull (M. 13, 65)  
 „ 19 füerig as de Höll (M. 14, 70)  
 „ 20 grad as de Höll (M. 14, 70)  
 „ 21 as dat drütte Fahlen an den Tidd (M. 14, 70)  
 „ 22 so grot as Gniedelfeen (M. 14, 70)  
 „ 23 so wenig as de Stoff un as de Steerns an'n Heben  
 (M. 14, 70)  
 „ 24 as luter Schap (M. 14, 70)  
 „ 25 as Heitmann sin Drossel (M. 14, 77)  
 trurig as en Nachtul (M. 15, 80)  
 „ 26 as en stöten Bull (M. 15, 81)  
 „ 27 as en Rott (M. 15, 82)  
 „ 28 so liek as een Ei grad dat anner (M. 15, 84)  
 „ 29 grad as en Buck int Spanntau (M. 16, 89)  
 „ 30 as wenn de Vullmand upgeiht (M. 16, 89)  
 „ 31 as en niegebor'n Kind (M. 16, 91)  
 „ 32 an en Spitzbov (M. 16, 92)

- Beisp. 33 dat he fick al den Buck anholen mut (M. 16, 92)
- „ 34 as Karfunkelsteen int Roklock (M. 17, 95)
- „ 35 as wenn dat Ding von luter Gold is (M. 17, 95)
- „ 36 ergiv Di as en Stint (M. 17, 97)
- „ 37 grad as en Klosterkatt fo grot (M. 17, 97/98)
- „ 38 as fo'n Bartschraperbecken oder as fo'n Stekbecken  
(M. 17, 98)
- „ 39 as en Rott grad an de Ked (M. 17, 108)
- „ 40 as de ehrlichste Spitzbov (M. 18, 111)
- „ 41 fo grot as de Sünn (M. 18, 111)
- „ 42 as fo'n ole Wiewer mit anwenn' doht (M. 18, 112)
- „ 43 as Mosis de Bibel (M. 18, 115)
- „ 44 as wenn em dar gar keen Ader na slagen deiht  
(M. 18, 117)
- „ 45 dat't man fo hageln deiht (M. 18, 119)
- „ 46 as fo'n eegen Zegenbuck (M. 18, 119)
- „ 47 as wenn he'n Beckenflæger is un en Muf'kant  
(M. 18, 120)
- „ 48 as wenn dat Leben gar keen Geld köst (M. 18, 120)
- „ 49 grad as fo'n stöten Buck (M. 19, 122)
- „ 50 as fo'n lütj goldgel Göschel heft (M. 19, 125)
- „ 51 as wenn he in Verzückung weer (M. 19, 132)
- „ 52 as Ambra (M. 19, 133)
- „ 53 as fo'n Schündöfcher (M. 20, 135)
- „ 54 as dat Pulver (M. 20, 141)
- „ 55 as en Fisch in'n Drögen (M. 20, 143)
- „ 56 as en Oß (M. 20, 143)
- „ 57 as fo'n upstaut Water (M. 21, 144)
- „ 58 as en Kind (M. 20, 143)
- „ 59 as en Teeketel (M. 21, 144)
- „ 60 as wenn man bi lebennigen Liev begraben (M. 21, 144)
- „ 61 as in oln Tieden (M. 21, 144)
- „ 62 as fo'n Wellgenputt (M. 21, 144)
- „ 63 as alle Ritternamen un as Lewerenz fin Kind  
(M. 21, 147)
- „ 64 dat ick min Herrgott nich kennen doh (M. 21, 150)
- „ 65 as wenn Se en Schruv in den Kopp losgahn is  
(M. 21, 150)

- Beisp. 66 as Papier (M. 21, 154)
- „ 67 as min Ogappel un as min Leben (M. 21, 155)
- „ 68 fo gel as de Sünn oder fo brun as en koppern  
Ketel (M. 21, 156)
- Geld harr se as Hei (M. 21, 157)
- „ 69 as harr he up de Tunn datt Rieden lehrt (M. 21, 157)
- „ 70 as de Köfter mit den Sünndag (M. 21, 162)
- „ 71 as en Stint (M. 22, 164)
- „ 72 dat en Minschenkind de Gräfen darbi harr öber den  
Puckel lopen muß (M. 22, 165)
- „ 73 dat em dat Blot öbern Buffen löppt (M. 22, 167)
- „ 74 en grote Infel, viellicht noch grötter as de Eer fülben  
(M. 22, 169)
- „ 75 en groten gelgriefen Strohhot, as fo'n halv Wagen-  
rad grot (M. 23, 172)
- „ 76 fo wiit grad as Alavalter (M. 24, 176)
- „ 77 as fo'n Giespenst vun Dodengeripp (M. 25, 181)
- „ 78 gel as fo'n Taterminsch (M. 25, 181)
- „ 79 fo mager, as wenn he mit de Schap dör de Röp  
freten heft (M. 25, 181)
- „ 80 mit en Windhund öbert Heck spring'n (M. 25, 181)
- „ 81 as en Prinzessin in'n Mandfchien (M. 25, 182)
- „ 82 as Karfunkelfteen in't Roklock (M. 25, 182)
- „ 83 Gold un Sülber as Hei (M. 25, 182)
- „ 84 as de Katt mit de Mus (M. 25, 182)
- „ 85 as wenn em eener en Daler schenkt (M. 25, 183)
- „ 86 as Hering'n (M. 25, 186)
- „ 87 as de Schäper mit sin Schap (M. 25, 186)
- „ 88 wenn he den Barfschraper dodflagen will (M. 25, 187)
- „ 89 schier as unklok (M. 25, 189)
- „ 90 as wenn he een up heft un den annern bi de Kopp  
(M. 26, 190)
- „ 91 fo god as ick dat fülben wüß (M. 26, 191)
- „ 92 grad as en bunten Hund (M. 26, 191)
- „ 93 as wenn dat von ol Swiensledder weer (M. 26, 191)
- „ 94 en Snurrbart as en Mustfert (M. 26, 192)
- „ 95 as fo'n Mus (M. 26, 192)
- „ 96 as wenn he unklok is un ut de Tüt (M. 26, 193)

- Beisp. 97 duff Di dat nich as Rosen in de Näf? (M. 27, 201)
- „ 98 dat't Kattendreck in'n Düftern rüken kann (M. 27, 201)
- „ 99 datt alle Affen brennt (M. 27, 203)
- „ 100 as wenn so'n Hex na'n Blocksberg rieden deiht  
(M. 27, 203)
- „ 101 as wenn he Queckfüßer in de Been harr oder en  
glönige Füerkahl ünner sin Rottenstert  
(M. 27, 203)
- „ 102 . . . will ick denn ok den Schuff von Riefen en  
Kopp körter maken, dat he em ünner de Arms  
na Hus dregen kann (M. 27, 203)
- „ 103 as harrst Du Krummlatinfch studeert (M. 27, 206)
- „ 104 grad as een Bek (M. 27, 206)
- „ 105 as wenn he unklok is, } (M. 28, 211)
- „ 106 as so'n kopplöfen Hahn }
- „ 107 dat em dat Blot in beide Steweln löppt (M. 28, 211)
- „ 108 as unklok (M. 28, 211)
- „ 109 grad as so'n Sprütt (M. 28, 213)
- „ 110 as wenn he unklok is (M. 28, 214)
- „ 111 grad as so'n witten Waßengel (M. 29, 217)
- „ 112 as en Gelpenst un as so'n Geißt (M. 29, 217)
- „ 113 jappen as gegen Backob'n (M. 29, 222)
- „ 114 as den Lawerentz sin Kind (M. 30, 234)
- „ 115 as so'n lüttjen Herrgott (M. 32, 239)
- „ 116 as wenn se de fleegen Gicht heft (M. 33, 244)
- „ 117 as vun Ilen un vun Stahl (M. 33, 248)
- „ 118 as wenn Ji dar heel snakfche Lippen hebbt (M. 33, 249)
- „ 119 as wenn de Bull mi lickt (M. 33, 249)
- „ 120 snarkt, as wenn he Holt sag'n deiht (M. 33, 249)
- „ 121 as en wilden Bulln (M. 33, 249)
- „ 122 so as he wuffen is (M. 34, 251)
- „ 123 dat Moschü Blix uns nich na achtern fleiten geiht  
un as een Katt dor öber de Muer (M. 34, 252)
- „ 124 he lüggt so as dat flinkt (M. 35, 258)
- „ 125 as Murrjahn, de dulle Hund (M. 35, 263)
- „ 126 as mit de Mus de Katt (M. 35, 263)
- „ 127 grad as so'n Drachen un so'n Höllenhund  
(M. 35, 264)

- Beisp. 128 de en Hals hett as en Swien (M. 35, 264)  
 (v. d. Köchin Kathrin)
- „ 129 dummer noch as dummer un as en Achterviertel  
 (M. 35, 265)
- „ 130 as en begaten Pudel, as Hund fo sunner Stert  
 (M. 36, 270)
- „ 131 dat de Affen brennt (M. 37, 273)
- „ 132 dat den Ritter fülben all sin Haar up'n Kopp ful'n  
 goht un dat em meist de Luft bestahn blivt un  
 de Aten utgahn deiht (M. 37, 273)
- „ 133 as de düre Tied un as en Liekentog (M. 37, 276)
- „ 134 grad fo god as Mofes (M. 37, 276)
- „ 135 fo lang as Lawerenz sin Kind (M. 40, 290)
- „ 136 dat sick een de Seel in'n Liew umkehren deh  
 (M. 40, 291)
- „ 137 as Heitmann sin Druffel (M. 40, 291)
- „ 138 dat den Oln de roden Fief in gode Afffchrift up  
 sin glönigen magern Ritterbacken staht un de  
 Katt em se fo gau nich wedder aflicken deiht,  
 un blött fo god un rieklisch as de anner. De  
 beiden Preefters hoegt de Spaß, as wenn se  
 kettelt ward, de Rieders erst, as wenn se unklok  
 fünd un hißt de beiden Stackels jümmer wedder  
 forsch tohopen, grad as en paar Hund'n, wenn  
 de sick bieten doht. Blot Sancho is wütend  
 as en wil'n Eber.
- „ 139 as de Möllers (M. 41, 294)
- „ 140 as wenn uns Herrgott fo een Baal weer (M. 41, 294)

An den Beispielen fällt zunächst ihre gewaltige Zahl auf. Man sieht, daß M. alle Dinge und Situationen nur schaut. Anschaulichkeit und Bildhaftigkeit sind für einen Volksdichter gewiß ein löbliches Prinzip, denn der naive Mensch will in erster Linie sehen, er haftet am Sinnlichen. Wer es als Erzähler versteht, die Ereignisse und Gestalten deutlich und klar erstehen zu lassen, der hat gewonnenes Spiel, namentlich, wenn die komische Seite nicht zu kurz kommt (vergl. § 27 Humor). Aber des Guten kann auch zu viel werden. Wenn allzuviel Bilder in buntem

Wechsel schnell aufeinander folgen, dann wirken sie nicht mehr belebend und klärend, sondern ermüdend und verwirrend.

Auch M. gibt gerne zwei Vergleiche auf einmal und ruft dadurch zwei Vorstellungen wach, die einander beeinträchtigen (wie in Beispiel 8, 23, 38, 47, 68, 101, 129, 138) und verläßt damit den Bereich der einfachen Volkssprache, die als solche allen Aneinanderreihungen und Kompliziertheiten abhold ist. Typisch für eine derartige Stilkonstruktion ist Beispiel 138, in dem ein Vergleich den andern jagt.

Eine ganze Reihe von Vergleichen und Bildern muß an sich als verfehlt bezeichnet werden, so der Vergleich der Gefangennahme eines Ritters nebst Knappen mit dem Einfangen eines Topfs voll Mäuse (M. 10, 44) oder von einem großen »Barg Inseln« zu reden, von deren Beherrschung Sancho träumte und von denen sein Herr so viel haben soll, »datt he dar Swien mit malten kann« (S. 278), während er ein andermal von einer Insel schwärmt, »noch grötter as de Eer fülben« (S. 169).

Von Sancho aus gesehen, erscheinen diese Reden als bewußter Humor, der aber mit seiner Naivität und gutmütigen Dummheit im Widerspruch steht, denn Sancho glaubt allen Ernstes an die Verwirklichung seines Inseltraumes.

Wenn M. gleichfalls in der Absicht, humoristisch zu wirken, dem liebeskranken, lebensmüden Ziegenhirten allerhand spaßige Vergleiche in den Mund legt und ihn von seinem Nebenbuhler erzählen läßt, daß dieser Reime mache, »so lang as Lewerenz sin Kind« (M. 290), oder daß beide der Wildnis ihre Liebesnot klagen, zugleich aber diese in den Wind flöten »as Heitmann sin Druffel«, dann werden die Zuhörer ihm schwerlich glauben, daß er »vör Kummer un vör Elend« (M. 291) hat vergehen wollen.

Um die Vorstellung eines besonders großen Strohhutes wachzurufen, erinnert M. an ein halbes (!) Wagenrad (Beispiel 75). Der C.ische Vergleich mit einem Sonnenschirm ist entschieden schöner.

Die angebliche Neugierde bei Frauen und Ziegen veranlaßt ihn zu folgender Zusammenstellung (der Hirt zur Ziege:) »du büßt ja grad so, as all de Frunslüt — den Stert (!) in Enn un denn in alle Welt« (M. 39, S. 286). Die amüsante Analogie wird durch den Ausdruck Stert vergrößert und vergrößert.

Die Erinnerung an »Kattendreck« (M. 27, S. 201) und der sehr gewagte Vergleich zwischen dem Hals (bezw. der Stimme) eines jungen Mädchens und dem eines — Schweines (M. 35, 264) sind geeignet, für feinfühligere Leser den ästhetischen Genuß zu beeinträchtigen.

Ein Anachronismus ist die Erwähnung eines Luftballons (M. 27, 202).

Trotz solcher Entgleisungen muß M. zugestanden werden, daß die Mehrzahl seiner Vergleiche echt volkstümlich und von einer prachtvollen Ursprünglichkeit sind, eben weil er, von geringen Ausnahmen abgesehen (vergl. Beispiel 52 und 76), seine Bilder unmittelbar der Heimat entnimmt. So stark ist er hier verankert, daß, wenn seine Biographie uns nicht bekannt wäre, der »D. Q.« allein genügen würde, seine Lebenssphäre zu bestimmen. Es ist das niederdeutsche Dorf mit seiner ausgesprochen landwirtschaftlichen Bevölkerung. Der Gedankenkreis unserer von der Kultur unbelegten Bauern, die Tiere, die man auf einem holsteinischen Gutshofe antrifft, Pferd, Ochse, Bulle, Schwein, Bock, Schaf, Hund, Katze, Hahn, Ratte, Maus, die Küche mit »Welgenpott« und Teekessel, Flur und Wald mit Wildschwein, Eichhörnchen und Drossel, das ist die Welt, in der M. mit seinen Vorstellungen lebt, aber zugleich auch die Welt, über die er nicht hinausgeht, nur daß er als Lehrer noch ein wenig Gelehrsamkeit einfließen läßt (vergl. Beispiel 52 und 76). So steht hinter seinem Werke als Autor der typische norddeutsche Landschullehrer aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der, seiner Abstammung nach, gewöhnlich dem Stande der Bauern oder Unterbeamten angehörend\*), nach kurzer Seminausbildung sein ganzes Leben auf dem Dorfe oder in der Kleinstadt verbringt, und hier in ununterbrochenem Kontakt mit dem Volke bleibt, sich in täglichem Verkehr einen Teil von dessen Denken und Ausdrucksweise aneignet und ihm doch immer wieder als gewaltiger Gelehrter imponiert und dafür dankbar bemüht ist, seine Sympathie zu erwerben, indem er im Dorfkrug mit den Bauern ihre Sprache redet, ja, sie durch urwüchsigere Sprachweise zu übertreffen sucht. Dieser volkstümliche Lehrertypus ist von

---

\*) Mähls Vater war Landwirt, seine Mutter eine Lehrerstochter.

dem Dichter Joachim Mähl nicht zu trennen. Schon aus den verwendeten Bildern und Vergleichen schaute er uns entgegen. Berücksichtigt man, daß viele derselben (u. a. Beispiel 4, 28, 34, 53, 80, 92, 113) bereits sprichwörtlichen Charakter tragen, so wird man sich nicht wundern, daß auch in den

§ 20.

### Sprichwörtern

diese Duplizität des Autors hervortritt. Was hier zunächst auffällt, ist wiederum deren große Zahl. Auf den 300 Seiten Text finden sich über 100 Sprichwörter oder sprichwörtliche Redensarten. Es gibt kein Buch in der niederdeutschen Literatur, das auch nur annähernd einen solchen Reichtum an sprichwörtlichen Redensarten und feststehenden volkstümlichen Ausdrücken aufweist wie M.s »D. Q.« Auch hier wieder muß man einräumen, daß M. dem »gemeinen mann . . . auff das Maul« \*) gelchaut hat; aber auch hier ist ihm seine vorzügliche Kenntnis des Plattdeutschen auf diesem Gebiete geradezu zum Verhängnis geworden. Aus dem schier unerschöpflichem Repertoire, das ihm, dem Lehrer, zur Verfügung stand, hat er überall, um geistvoll zu erscheinen und die humoristische Wirkung zu erhöhen, sobald ihm nur eins einfiel, bald hier, bald dort eins eingefügt. Es gibt keine Gegend in Norddeutschland, in der sämtliche angeführten Sprichwörter gleichzeitig zu Haufe wären. Die natürliche Volkssprache wird daher oft zur papiernen Kunstsprache. Ja, der niederdeutsche Vorrat genügt ihm nicht einmal, auch hochdeutsche nimmt er zu Hilfe, z. B. der Mutige zieht sich einen Schritt zurück (M. 19, 122). Übereifer und mangelnde Überlegung verführen ihn sogar dazu, zwei Redensarten miteinander zu vermischen, z. B. »fustdick . . . schriev Di dat achter beide Ohrn« (19, 94). Hier liegen zu Grunde: »He hett dat fustdick achter de Ohrn« und »schriev Di dat achter de Ohren«.

Die Lust zum Fabulieren artet überhaupt bei M. leicht aus zur Vielrederei. So hat er denn auch mehrfach zwei oder drei ähnliche Redensarten oder Sprichwörter aneinandergereiht, wodurch natürlich die Wirkung des einzelnen abgedchwächt wird. Der

\*) Luther »Eyn Sendbrieff vom Dolmetschen« 1530. Deutsche Literaturdenkmäler des 16. Jahrhunderts. Leipzig. Göttingen 1911, S. 20.

Kaufmann sagt zu D. Q.: » . . . dat könnt wi doch nich up dat Geweten nehmen up doven Dunst un goden Globen, wi könnt hier doch nich en Katt in'n Sack köpen« (M. 4, 21). Angesichts des Kampfes mit dem gewaltigen Heere beginnt D. Q. (M. 18, 74): » . . . wi wöllt den Alifanfaron mal wiefen, wat en Hark is, mit den springt wi ja üm, as mit de Mus de Katt!« » . . . Alifanfaron, . . . ick . . . will Di mal dat Eenmaleen verhör'n« ferner (M. 17, 99) ick »harr er mal de West utfwengt, en blaues Wunner harrn de Kerls sick belevt un dat up ern eegen Puckel«. (a. a. O.)

Man könnte sich mit diesen Sprichwörterhäufungen abfinden, wenn sie sich ausschließlich in den Reden unseres Ritters fänden und seine Eigenart charakterisieren sollten. Aber das ist eben nicht der Fall. Auch der geistig beschränkte Sancho zitiert sie ebenso flott wie sein Herr: »de Pick anگریpen deiht, Herr, weeten S' woll, de befudelt sick, un de in'n Dreck rögen deiht, den fleegt de Sprütten in de Ogen« (M. 21, 146); oder: »woans det Laken schorn is . . .«; »uns drög dat Mul afwischen . . .«; »wenn ick ok nich veel in de Melk to krömen hev . . .«; » . . . dat ick Di fülben nich hier up de Likdorn pett . . .«. Ji wöllt uns öbern Lepel barbeern« (M. 37, 277/78).

Ein heftig erzürnter Stallknecht, der von M. zudem so dumm hingestellt wird, daß er nicht mal weiß, was eine Insel ist, würde seiner Erregung sicher in anderer Weise Luft machen.

Sogar der Knabe Andres beklagt sich weinend (!) in humoristisch gefärbten Sprichwörtern und bildlichen Redensarten »do kreeg he mi wedder bi den Kanthaken . . .«, »wiefen, wat en Hark weer . . .«, » . . . min Geld kann ick achteran fleiten« (M. 27, 207/08).

Außer durch ihre große Anzahl wirken die Sprichwörter oft störend infolge des inneren Widerspruchs, der ihnen anhaftet; d. h. nicht wegen des Widerspruchs als solchen, sondern durch den Ort ihrer Verwendung, dadurch daß sie an falscher Stelle stehen. Nur aus einem gewissen Übereifer erklärt es sich, daß infolgedessen Wesen und Wirkung der Sprichwörter bei M. gar nicht zur Geltung kommen, die ihm, dem Volksmann, hätte bekannt sein müssen. Cervantes hat sich mehrfach über Entstehung und Begriff derselben geäußert. Er be-

zeichnet sie als kurze Denkprüche, geschöpft aus einer langen und reichen Erfahrung\*), und ein andermal heißt es: »Es gibt kein Sprichwort, das nicht eine Wahrheit enthielte, denn alle sind Denkprüche, die man aus der Erfahrung selbst, der Mutter aller Wissenschaften, geschöpft hat.\*\*)«

Da M. abstrakte Gedanken für sein Volksbuch nicht für geeignet hielt, hat er bezeichnender Weise den ersten Ausspruch vollständig übergangen, den zweiten entstellt, indem er die uralte, von C. ausgesprochene, erkenntnistheoretische Wahrheit »Erfahrung ist die Mutter der Wissenschaften« unterdrückt und — um wirkungsvoller als Cervantes zu erscheinen — dem Rest wiederum einen Zusatz gibt, so daß die Übertragung lautet: »in jedes Sprichwort ist en Wahrheit in, wenn't mennigmal ok utverfchamten lægen deht.« An und für sich ist die M.'sche Form keineswegs falsch. Wenn er jedoch fortfährt, »nehm' wi man blot enmal de beiden Sprickwört an«, so erwartet man, daß er jetzt durch Beispiele beweisen wird, wie ein Sprichwort unter Umständen trägt. Das erfolgt jedoch keineswegs. Im Gegenteil, er ignoriert seinen Zusatz und schließt sich wieder der Beweisführung C.'s an, die allein von dem Wahrheitsgehalt des Sprichworts handelt. Wenn wir heute das Sprichwort zu umschreiben pflegen als eine wiederholte Erfahrung, eingekleidet in eine leichtfaßliche meist drastische sprachliche Form, so kommt die Definition des C. unserer Auffassung entschieden näher, als die M.'sche. Gebrauch und Anwendung des Sprichworts erfolgen, wenn ein besonderer Fall als allgemein und typisch, als unter das Sprichwort fallend erkannt wird. Durch dessen Erwähnung wird er alsdann gleichsam von einer höheren Warte aus beleuchtet, so daß in dem Hörer oder Leser ein intellektuelles Luftgefühl erzeugt wird. Der Gebrauch eines Sprichwortes setzt also eine erkenntnistheoretische Funktion voraus, für die innere Ruhe Vorbedingung ist, während körperliche Luft- und Unluftgefühle wie affektmäßige Erregungen das Denken beeinträchtigen oder ausschalten. Daher ist auch die Anwendung des Sprichwortes auf ruhige und ge-

\*) *sentencias breves sacadas de la lengua y discreta experiencia (C.39, 449).*

\*\*\*) *Paréceme, Sancho, que no hay refran que no sea verdadero, porque todas son sentencias sacadas de la mesma experiencia, madre de las ciencias todas. (C. 21, 221.)*

mütlliche Situationen beschränkt. Bei M. dagegen fließen die Sprichwörter meist nicht organisch in die Rede ein, sondern sie werden gewaltsam herbeigezogen, so daß sie als fremde Elemente empfunden werden und mehr ablenken als klären. Auch hierfür einige Beispiele:

Wenn D. Q. ganz von Sinnen, sich im Kampfgetümmel glaubt und aus vollem Halse schreiend, seine Ritter zum mutigen Dreinschlagen auffordert, dann darf er nicht durch Anfügung eines humoristischen Sprichwortes (»er Knaken in en Sack na Hus hindregen«) den Ernst verwischen (M. 7, 30). Wenn M. mit Rücksicht auf etwas Angenehmes den Ausdruck gebraucht »Du schaft Di en blaues Wunder beleben« (M. 7, 33), so ist auch diese Redensart keineswegs glücklich gewählt, denn sie wird angewendet, um jemanden, der seine Erwartungen zu hoch gespannt hat, auf eine Enttäufchung vorzubereiten. Auch in dem folgenden Beispiel ist der ursprüngliche Sinn und damit die natürliche Wirkung aus Redseligkeit durch einen Zusatz zerstört. Wenn D. Q. sagt »ewig un drie Dag verflucht will 'k wesen (M. 10, 49), so ist das zwar richtiges und klares Plattdeutsch, aber man bezeichnet damit sonst die allzulange Dauer einer Sache, zudem ist es aus dem Hochdeutschen übernommen (das dauert ja ewig und drei Tage). Innerlich unwahrscheinlich ist es, daß ein junges Mädchen, welches in unglücklicher Liebe unter »Zittern un Fleegen« und »vör luter Angst, dat er Vader Unrat markt« der Freundin ihre Herzensnot klagt, ihren Seufzern Sprichwörter einschließt: »denn wiet von Schuß, meint se, is god vör't drapen« und »ut de Ogen mählig ut den Sinn« (M. 33, S. 246).

Noch weniger wird M. Glauben finden, wenn die Magd Kathrin den Ritter in tausend Ängsten um Hilfe bittet und auf seine Bedenken antwortet »ehr Se, Hetr Ritter, de Erlaubnis hebbt, heft uns leev Herr dar woll keen heele Knaken mehr un kann de twein in'n Sack na't Hus rindregen« (M. 34, 255).

Ebenso wenig wird eine Frau unter Verwendung sprichwörtlicher Redensarten für ihren Mann um Beistand flehen, der in Gefahr ist, bei einer lebensgefährlichen Rauferei erschlagen zu werden. Sie sagt zu D. Q.: »... he schall nu ok doch bilang'n un de Kerls dar twischen de Ohr'n hau'n, dat ehr dat Frier ut de Ogen springt un so den Himmel för en Dudelsack anfeh'n

doht un dat Hör' un Seh'n verget« (M. 33, S. 255). So pflegt ein Biertischler zu reden, wenn der Feind nicht zugegen ist. Ein hilfeschreiendes Weib dürfte sich wahrscheinlich anders ausdrücken.

Auch paßt es schlecht zu ritterlichem Kniefall und unterwürfigem Flehen »von Himmel bet to Erden«, wenn D. Q. seiner Bitte halb Spaßend hinzufügt »se mag em doch erlauben, dat he de beiden Lumpenhund'n von Kerls dat Gnick ümdreihet dat ehr Angesicht na achtern steiht un in de Höll rin expediert« (M. 34, 255).

Damit vergleiche man nun die Darstellung bei C.: »Ohne weiteres warf er sich vor Dorothea auf die Knie nieder und bat in ritterlichen und wirren Phrasen, daß ihre Hoheit die Güte hätte, ihm zu erlauben, daß er sich zum Kastellan dieses Kastells begeben und ihm Hilfe geben dürfe, denn er sei in einem schweren Handgemenge befangen.« (T. II, S. 189)\*)

Hier eine treffliche, kulturhistorische Szene aus der Zeit des Minnedienst und Frauenkult pflegenden Rittertums, dort ein an innerem Widerspruch leidendes Zerrbild, dessen Darsteller eine ritterliche Zeremonie aufführt und wie ein Großknecht spricht, vom Autor gleichzeitig »Ritter« und »de Ol« genannt.

Mit der Fülle der verwendeten Sprichwörter steigt natürlich die Wahrscheinlichkeit, daß eine ganze Reihe an richtiger Stelle verwendet worden sind; so wird trefflich die Redfeligkeit des Galeerenklaven charakterisiert (M. 18, 113): »he . . . heht dat in dat Mul, as de Kattaker in den Stert«. Als der Ritter über die naseweifen Reden des Knaben in Wut gerät, da »löppt em en Lus öber de Leber« (M. 27, 209).

An solchen urwüchsigen, der Volksprache entnommenen Wendungen wird jeder echte Plattdeutsche seine Freude haben. Nur schade, daß M. in dieser Beziehung nicht Maß gehalten und oft des Guten zu viel getan hat. Aber was wir bei den Vergleichen und Sprichwörtern beobachten, das gilt für seinen Stil ganz allgemein. Einerseits

---

\*) Sin decir mas se fué á poner de hinojos ante Dorotea, pidiendole con palabras caballerescas y andantescas que la sua grandeza fuese servida de darle licencia de acorrer y socorrer al castellano de aquel castillo, que estaba puesto en una grave mengua (C. 44, S. 517).

andererseits Künstelei, Papierplattdeutsch. Immer wieder muß man bewundern, wie meisterhaft M. die Sprache unserer Bauern beherrscht. Als die Mädchen in der Schenke ihn nicht ernst nehmen, will er ihnen mal ut'n FF. de Leviten lesen (M. 2, 8). Dem Wirt erscheint er nicht ganz geheuer, der hat seine Lanz »in'n Kieker« (M. 2, 8). Auf die Frage, ob er hungrig ist, antwortet D. Q.: »Een Mundvull Eten kunn nich schaden, ick bün wat flau in'n Magen« (M. 2, 10).

Am besten trifft M. den Volkston, wenn er seine Personen schimpfen läßt, z. B. D. Q.: »Von'n Donner noch mal to, wat's dat von'n Larm, is dat en Wief', bi Nachtflapentied so an de Dör to ballern« (M. 33, 250).

Aber nicht nur in der direkten Rede tritt uns die Volkssprache in ureigenster Gestalt entgegen, auch wenn der Autor selber spricht, fühlt man immer aufs neue, daß hier einer erzählt, der unter niederdeutschen Bauern lebt. Gleich zu Beginn weiß er den Volkston zu treffen, indem er den Ritter statt »unlängst« (no ha mucho tiempo) »in olen Tieden« leben läßt. Rosinante wird zum »Krüppenbieter« (M. 2, 9) und die zu Schelmenstreichen aufgelegten Mädchen nennt er »Düwelsdierns (M. 33, 247).

Auch das Strafgericht über die Ritterbücher (K. 6), das bei C. einen gelehrten und literarischen Charakter trägt, wird dem plattdeutschen Leser mundgerecht gemacht. Das erste Buch wird »de Bengel« genannt und »bi dat Genick« (Personifikation!) gepackt.

K. 8 setzt bei C. damit ein, daß Ritter und Knappe Windmühlen erblicken: Indem fahen sie wohl dreißig bis vierzig Windmühlen (T. I, S. 59).\*) M. zeichnet liebevoll zuerst mit wenigen Strichen den Hintergrund, von dem sich die nun beginnende Windmühlengeschichte abhebt: »As de beiden noch so trutartig snacken doht . . .«. Mit diesen Worten ist zugleich die niederdeutsche Art in ihrer ganzen Schlichtheit und Gemütsiefe geschildert.

In der Anrede wird mehrfach für das höfliche hochdeutsche »Ihr« das volksmäßige »Du« eingesetzt. Wie vornehm klingt der Satz: »Sonach, entgegnete die Wirtin, seid Ihr wohl auch

\*) En esto descubrieron treinta o cuarenta molinos de viento (C.8, S.109).

gefallen?« Dagegen M.: »Büßt Du ok so fallen?« fragt de Olſch den Sancho (M. 12, 57).

An den Stil des Volksliedes erinnert ». . . un wat iſt, wat he dar fund'n hett? — en Sadelküſſen un en Mantelfack. M. 19, 124). Um eine Enttäufchung auszudrücken, ſagt er treffend »dar hett en Ul ſeten« (M. 22, 167).

Wie lebhaft und anſchaulich iſt das Verſchwinden des Strauchdiebes Gines von Poſamente geſchildert: »De Gines ſick denn een twee, drie! nu von een Eſel raf, un — heſt Du nich gefehn! — dar geht he hin . . .«.

Urecht niederdeuſche Ausdrücke findet M., wenn er Raufereien ſchildert: »D. Q. ſchlägt dem Eſeltreiber »eenen up den Bregenkaſten, . . . dat de Kerl ſick glik dat Nüßeln krigt« (M. 3, 13) oder »Swapp!« hett de Kerl dar een'n an dat Mul, dat em alle Tähn'n wackelt« . . . »un givt em noch en paar, de nich von ſlechten Ollern ſünd« (M. 34, 257).

Charakteriſtiſch für das Plattdeuſche ſind gewiſſe auch bei M. vorkommende feſtſtehende Stileigenheiten, ſo die Verwandlung des durch ein Hauptwort ausgedrückten Satzgegenſtandes in einen mit »wat« beginnenden Subjekt-Nebenſatz, z. B.:

- |                                |                                    |
|--------------------------------|------------------------------------|
| »wat de Weert is«              | für »de Weert« (M. 2, 10)          |
| »wat de Wächters ſünd«         | für »de Wächters« (M. 18, 113)     |
| »wat ſin Herr is«              | für »ſin Herr« (M. 19, 123)        |
| »wat den Weert ſin Fru is«     | für »den Weert ſin Fru (28,210)    |
| »wat de Ol is«                 | für »de Ol« (M. 28, 214)           |
| »wat nu gar ſin Olſch is«      | für »ſin Olſch« (M. 28, 214)       |
| »wat de beiden Jungkerls ſind« | für »de beiden Jungkerls« (29,215) |

Im allgemeinen eignet dieſe Wendung ſich nur bei der erſten Einführung der erwähnten Perſon oder Sache, wenn dieſe hervor- gehoben werden ſoll, auch wird ſie gewöhnlich nur in Verbindung mit Gattungsnamen verwendet. M. gebraucht ſie auch bei Eigen- namen, z. B. »wat he is D. Q.« (M. 19, 123), »wat Dorothea is« (M. 28, 214). Folgen derartige Bildungen in kurzen Ab- ſtänden aufeinander, ſo wirken ſie leicht unverſtändlich, ſo z. B. S. 210 und S. 214.

Ähnlich verhält es ſich bei M. mit dem Vorkommen einer andern dem Plattdeuſchen eigentümlichen Konſtruktion, nämlich der Herübernahme des Prädikatsnamen in das Subjekt, wobei

beide Substantive durch »von« verbunden werden. Infolge ihrer Kürze trifft man diese Form besonders oft als Schimpfwörter, Flüche oder Interjektionen.

Z. B.: de Bengel von Ferdinando (M. 24, 178) = Ferdinando is en Bengel.

Staatskrack von Rofinante (M. 25, 185) = Rofinante is en Staatskrack.

Satansbeeft von Kerl (M. 25, 184) = de Kerl is en Satansbeeft.

Ähnlich: Urbunt von Ritter (M. 25, 186)

Schufft von Riefen (M. 27, 203)

Offenstert von Bart (M. 28, 210)

Staatskerl von Cardenio (M. 28, 210).

Der erste Teil ist also ursprünglich immer eine Aussage, eine Eigenschaft, die dem zweiten Teil beigelegt wird, so daß dem Ganzen, um mit Kant zu sprechen, ein synthetisches Urteil zu Grunde liegt. Falsch gebildet und pleonastisch wirkend sind daher Zusammenziehungen wie:

Bartfchraper von Putzbüdel (M. 17, 97),

Graufchimmel von Langohr (M. 25, 185),

Dämelklas von Dummerjahn (M. 26, 190),

wo zwei ursprüngliche Prädikatsnomen verbunden worden sind, die ohne weiteres vertauscht werden könnten, ein Beweis, daß sie ohne logische Beziehung sind.

Wie sehr M. sich im übrigen als Volksmann fühlt, zeigt er dadurch, daß er sich zu seinen Lesern in einem viel intimeren Verhältnis dünkt, als der Spanier. Dieser tritt ganz zurück, höchstens daß er mal von sich als dem »Autor« dieser Geschichte spricht. M. dagegen setzt sich in Gedanken wie ein alter Märchen-erzähler unter seine Hörer, diese und sich selbst bald im Pluralis durch »wir« oder »uns« zusammenfassend, bald sie anredend als »Ji« oder »Kinnners«, z. B.: »... as Ji dat noch süßen be-  
leben ward ...«, »... wüllt wi sin Namen ok leever so schrieben ...«,  
»... nu möt Ji aeber jonich glöben . . .«, »... ne Kinnners!  
wo wüllt Ji hin! . . .« (K. 1, S. 1); »as un f' olen Vör-  
fahren . . .«, »un f' Fründ . . .« (K. 1, S. 2); »Denkt Ji blot  
eenmal an . . .«, »wat seggt Ji to sinen Plan? . . .«,  
»... weet Ji woll . . .« usw.

Ein wenig allzu väterlich und hausbacken klingt das zwar oft — manchmal hört man sogar den Vertreter seines Berufes heraus — aber der Dichter weiß doch mitten unter seinen Volksgenossen, mit denen er sich über den verrückten Ritter amüsiert und lustig macht.

Entschieden volkstümlich wirkt auch das öftere Vorkommen des dativus ethicus:

» . . . Ogen . . . de luchen Di sogar in'n Düstern« (M. 13, 63)

»Is di en Pracht!« (M. 18, 72)

» . . . weer he Ju nich al verzückt« (M. 20, 140).

## § 22.

### Hochdeutsche Elemente.

Trotz aller Volkstümlichkeit verrät Ms. Sprache starke hochdeutsche Einflüsse. Zunächst in der Syntax. Die hochdeutsche Prosa hat bei ihrer Bildung im 18. Jahrhundert in ihrer Satzfügung den mächtigen Einfluß der klassischen Sprachen erfahren, so daß verwickelte Perioden mit Nebensätzen ersten und zweiten Grades und Inversionen der Satzglieder für sie charakteristisch sind. Der auf diese Weise entstehende Gegensatz zwischen Schriftsprache und Volkssprache, der in dem oft gehörten Satze: »Das sagt man wohl, aber man schreibt es nicht« zum Ausdruck kommt, ist der plattdeutschen Sprache fremd. Für ihre Schriftsteller gilt daher die Forderung: »Schreib wie du sprichst«. Hauptmerkmale eines guten niederdeutschen Stils sind daher: Einfachheit statt Kompliziertheit, Hauptsatz statt Nebensatz, Koordination statt Subordination, natürliche Folge der Satzglieder statt Inversion. Als hochdeutsche Konstruktionen sind daher Bildungen anzusprechen wie: »Düssen Anbarg, von wo ut wi de beiden Armeen uns ganz genau in'n Og'nschien nehmen könnt« (M. 14, 72), » . . . dat schall di finer Tied gewißlich nich entgahn« (M. 16, 94), » . . . ok hebbt se-en Schild un en Lanz« (M. 29, 215), statt »se hebbt ok . . .«.

Hochdeutsch ist ferner das flektierte Adjektiv mit seiner Endung »es« beim Neutrum des Nominativ Singularis z. B. »en blaues Wunder« (M. 17, 99), »en grotes Glück« (M. 20, 137), »en unglückliches Kind« (M. 41, 295). Niederdeutsch wäre »en blau Wunder«, »en grot Glück«, »en unglücklich Kind«. Ebenso zu verwerfen ist die Maskulinendung »er, wie »du großer

(statt »grote«) Gott (M. 22, 170) oder »wo eener (statt »en«) Lüs na in den Magen kriggt (M. 27, 202). In gleicher Weise geschieht oft die Bildung des Genitivs nach hochdeutschem Muster z. B. »vuller Unglück« (M. 12, 56), »Ritter aller Ritter« (M. 25, 186). Niederdeutsch kann es nur heißen: »vull Unglück« oder »vull van Unglück«, »du beste van all de Ritter(s)«. Ganz hochdeutsch sind: »meiner Seel« (M. 19, 125) und »en Verwandter« (M. 25, 188) statt »Verwandten«. Auch bei der Flexion des Possessivpronomens zeigen sich hochdeutsche Endungen, z. B. »to siner Tied« (M. 10, 43), »mit dinen Fründ« (M. 5, 26), »in min en Leben« (M. 13, 63). Die falschen Bildungen stehen mitunter in buntem Wechsel mit den allein richtigen endungslosen Formen wie »up sin Efel« (M. 8, 37), »mit sin Riefenfuft« (M. 13, 63), »för min Dod« (M. 13, 62).

Zu den grammatikalischen Konstruktionen hochdeutscher Färbung gefällt sich ein starker Bestand an hochdeutschen Wörtern z. B. Waffen (M. 3, 11), bewachen (M. 3, 11), gebührt (M. 4, 21), Verdruß (M. 4, 21), pfeift (M. 8, 41), ansieht (M. 10, 43), Scharmützel (M. 10, 43), Angesicht (M. 13, 63), Verzeihung (M. 15, 83), Furcht (M. 16, 93), stolze (M. 14, 74), Wochlohn (M. 16, 94), Liebestrank (M. 18, 112), Liebshaft (M. 19, 127), Verzückung (M. 19, 132), Rindvieh (M. 19, 132), verkeilt (M. 20, 138), Botmäßigkeit (M. 20, 138), anzüglich (M. 21, 158), Ideal (M. 21, 158), lieben (M. 21, 158), Begriff (M. 23, 166), erstaunt (M. 24, 178), unverzagt (M. 25, 180), Hoffnung (M. 25, 180), Fügung (M. 29, 221), künftige (M. 30, 224), Verehrte Anwesende (M. 30, 232), Gott sei gelobt (M. 31, 239), Wochenbett (M. 32, 241), bewachen (M. 32, 243), Flucht (M. 33, 249), Zinsen (M. 34, 256), im Namen von (M. 35, 264), Gespräch (M. 37, 279), Wissen (M. 39, 284). Auch kommen vereinzelte dänische, z. B. Gau-deev (M. 19, 122), Spijök (M. 21, 156) und logar französische (gou = frz. goûts, M. 27, 205) Wörter vor.

Zu den reinen Fremdwörtern gesellen sich zahlreiche Neu- und Rückbildungen aus dem Hochdeutschen, z. B. mittlerwiel (M. 10, 43), süftz (M. 17, 102), in Reeg un Glied (M. 18, 108), sonnern (M. 18, 112), obwoll (M. 18, 112; M. 20, 135), frielich (M. 18, 114), uterördentlich (M. 19, 131), entfeggt (M. 23, 164), wie gefeggt (M. 24, 176), obglick (M. 25, 184).

Bei Wertung dieser zahlreichen hochdeutschen Elemente soll nicht behauptet werden, daß sie alle Mählsche Neuschöpfungen wären. Unter dem fortschreitenden Einfluß städtischer Kultur sind diese Eindringlinge überall anzutreffen, namentlich unter der Jugend und den »Gebildeten«. Nur die ältere Generation empfindet sie noch als Fremdkörper. Trotzdem, oder vielmehr gerade deshalb sind sie zu bekämpfen. Wie man von einem guten hochdeutschen Schriftsteller fordert, daß er Fremdwörter vermeidet, so wird man im Interesse der Erhaltung unserer Heimatsprache auch verlangen müssen, daß ein niederdeutscher Schriftsteller sich bemüht, ein reines Plattdeutsch zu schreiben. M. wäre sicher hierzu imstande gewesen. Die Anleihen aus dem Hochdeutschen lassen sich am besten erklären aus einer gewissen

§ 23. Neigung sich »gewählt auszudrücken«.

Auch sonst läßt sich konstatieren, daß derselbe Joachim Mähl, der Volk und Sprache seines Landes wie kaum ein niederdeutscher Dichter kannte, aus eben demselben Grunde oft Volksfremdlichkeit und Natürlichkeit vermissen läßt, und man kommt unwillkürlich zu der Vermutung, daß es ihm an Einfühlungsvermögen fehle, an jener Fähigkeit, die Worte seiner Menschen ihrem Charakter und der jeweiligen Situation anzupassen. Wann wird ein junges Mädchen ihr inbrünstiges Flehen um Freigabe folgendermaßen beginnen: »Fernando, lat mi los, ick will na min Eekbom (!) hin un dar will ick mi ranmiegen as en Efeu in den Wold, mit all (!) min Arms« (M. 29, 218).

Der zunächst unklare poetische Ausdruck »Eekbom für Verlobter paßt nicht in eine so ernstgemeinte Bitte. Geradezu Unsinn ist es, Lucinde von all ihren Armen reden zu lassen, da sie wahrscheinlich doch nur zwei hat. Ebenso unnatürlich klingt es, wenn S. P. sagt: »Hev ick darum min Olfch verlaten un all min leven Görn« (M. 16, 88). Hier, wo der gutmütige S. in Wehmut seiner Lieben daheim gedenkt, ist der Ausdruck »Olfch« gar nicht am Platze, denn er enthält immer etwas Überlegenes, einen Unterton von Geringschätzung, und von »all« seinen Kindern spricht man unter solchen Bedingungen auch nicht, weil es die Vorstellung einer zu großen Anzahl in sich schließt. Einfach, natürlich und herzlicher hätte S. P. also sagen müssen: »Hev ick darum min Fro un Kinner verlaten«.

Unwahrscheinlich ist es, daß ein Barbier sich selbst mit den Spitznamen seines Standes vorstellt: »Ik bin ok en Doktor von den Bart un'n en Liekdornnieder« (M. 35, 259).

Als der Priester allen Ernstes S. P. von dem Reichtum der Prinzessin überzeugen will, sagt er von ihr: ». . . se . . . heft di Gold un Sülber as Hei, blot nich vüllends so lang« (M. 25, 182). Durch den Zusatz muß S. P. auf den Gedanken kommen, der Priester spaße. Wir haben also immer wieder daselbe Bild: Die Neigung, durch gewählte Sprache die Wirkung zu erhöhen, zerstört bei ihm die natürliche Rede und führt zur Wortmacherei.

Am Schreibtisch konstruiert ist trotz ihrer Kraftausdrücke auch die Fluch- und Schimpfrede des Ritters (M. 17, 97): »Nu wehr di Hund, oder ergiv di as en Stint un her mit din Helm, oder Gott in'n Himmel wes di gnädig«. Der Zusatz »as en Stint« und das doppelte »oder« sind in solchen Momenten ganz unangebracht.

Es ist M. fast unmöglich, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen. D. Q.s treue Haushälterin heißt stets verächtlich »Suppentante«, das Schwert grundsätzlich Käsmeiß, beim Barbier wechseln die Bezeichnungen in einem fort, nur der richtige Name wird vermieden. Er heißt Bartdoktor, Doktor von den Bart, Bartdruper, Putzbüdel, Liekdornnieder, mehrfach erhält er zwei dieser Namen zugleich (Kap. 17, S. 97; K. 35, S. 259; K. 36, S. 272) oder nacheinander (Kap. 23, S. 172).

Ebenfalls werden für Lucinde innerhalb desselben Satzes die Benennungen geändert: »Knapp hört dat Kind nu man, dat dar wat geht, do springt de Engel up« (M. 24, 177).

Pleonastisch und gekünstelt wirkt das häufige Vorkommen der doppelten Verneinung. Gewiß kommt sie gelegentlich im Niederdeutschen zur Verstärkung vor, und zur Charakterisierung der Sprache einer Figur, etwa Sandhos, wäre sie ganz gut geeignet gewesen. Hier aber gebrauchen die beiden Hauptpersonen D. Q. und S. P. beide um die Wette diese umständliche Form.

S. P.: De lickt mi ok keen Katt nich af! (M. 13, 63)  
 D. Q.: Is dü . . . keen Sloß nich (M. 13, 67)  
 S. P.: Dar hev ik nu grad keen grote Luft nich to (M. 15, 79)  
 S. P.: . . . wenn dat man blot nich keen Gespenster fünd! (M. 15, 80)

D. Q.: (als Antwort) . . . se schölt Di nich en Haar nich krümmen  
(M. 15, 80).

Mangelhafte Überlegung läßt der folgende Ausspruch S. Ps. erkennen: Er sagt zu D. Q. (M. 16, 91): »Ik will min letzten Blotsdrüppen mit Se dehlen!« Offenbar haben sich hier zwei Gedanken (sprachlich vermengt »Ich will mein letztes (Stück Brot etc.) mit Dir teilen« und »ich will meinen letzten Blutstropfen für dich vergießen.

Ein besonderes Kapitel seiner Neigung zum Wortmachen sind die

#### § 24. Wiederholungen und Verdoppelungen.

Es gibt kaum eine Seite seines »D, Q.«, die nicht hierfür Be-  
weise liefert. Nachfolgend eine Liste, die sich noch bedeutend verlängern ließe.

He is en richtigen Eddelmann von nerden bet baben un von'n  
Kopp bet to Föten (K. 1, S. 1).

Mutt ik wat in'n Liev un achtern Bostdok hebben (M. 2, 10).

Wi wöllt dat respektern un anerkennen (M. 4, 21).

Vull Schüüm un Wut un Grimm (M. 4, 22).

. . . de Eer, de hier ja ut den Liem gahn is un ut de Fogen  
(M. 3, 11).

. . . Iteiht he pielliek un grad in'n Stiegbaegel (M. 4, 20).

(de Koplüd) . . . markt denn glik, wo em dat fehlen deiht,  
nämlich baben in dat Hauptstück, un dat dat mit den Bruder  
nich ganz richtig is (M. 4, 20).

Er Hartenlena und Er Kluckanthart (M. 4, 20).

. . . na Ritterart, as sikk dat hört un sikk gebührt (M. 4, 21).

Ried er doch öbern Hupen un stekt er von dat Krack hindal  
(M. 6, 30).

Büx un Tüg (M. 8, 39). Die Büx = Hofe gehört auch zum  
Tüg = Zeug.

keen Gnad un keen Erbarmen (M. 9, 43).

. . . stickt em dod un makt em en Kopp körper (M. 9, 42).

Beide Teile bedeuten als Drohung, dasselbe.

Dat Sloß hier mutt behext un ganz verzaubert wesen (M. 13, 62).

Dat schönste Kind, wat ik hier je in minen Leben sehn un  
kenn' lehrt hev (M. 13, 63).

Von alle Kanten un von alle Ecken in de Welt (M. 14, 73).

- Er'n Swur un Eed (M. 15, 79).  
 Wat min Amt is un Beruf (M. 15, 82).  
 Upp'n Swung un upp'n Draff bröcht harr (M. 15, 83).  
 Duern un jammern (M. 15, 84).  
 Dat is min Riefen- un min Heldenplan (M. 16, 87).  
 Larm un Spektakel (M. 16, 90).  
 De Gefchichten liggt mi heel swar up de Seel un up den Magen  
 (M. 17, 100).  
 To Gell un to Bedüding kamen (M. 17, 101)  
 Ut luter Freid un ut Vergnügen (M. 17, 102).  
 Verkrupen un verfteken (M. 19, 122).  
 Mi ward al grön un gel vör Ogen un ganz slecht to Mot  
 (M. 19, 122).  
 En olen Kerl, de er (die Ziegen) dar drieb'n un höden deiht  
 (M. 19, 130).  
 . . . geiht mi dat ok dör Mark un Been un grippt mi mächtig  
 an (M. 20, 135).  
 Verleevt bet öwer Näf' un Ohrn (M. 20, 138).  
 Denn heft dat Reden wedder an Enn, denn büßt Du wedder  
 still un hollst Din Piepen in'n Sack (M. 21, 145).  
 Wat ick leggen un fragen wull (M. 21, 145).  
 Wiel dat he keen Daeskopp wer un nich mit den Dumbbüdel  
 kloppt (M. 21, 145).  
 Givt sück mit unkloke Lüd af un bindt mit er an?  
 (M. 21, 145).  
 För en Ritterhelm holen un estemeeren (M. 21, 150)  
 Infehn un begriepen (M. 21, 151).  
 De Blaeder . . . zittert ut luter Hartweh un Seelenqual un  
 Lievwehdag (M. 21, 152).  
 Twee Dingn . . . spelt bi de Leev de Hauptrull un de erste  
 Vigelin (M. 21, 158).  
 Verleevt un verkeilt (M. 22, 167).  
 Dre Efel inbüßt un verlör'n (M. 22, 168).  
 Ganz erstaunt un ganz verwunnert (M. 24, 178).  
 De Bukgört en betjen god natrecken un fast um de Rippen  
 snallen (M. 25, 185).  
 Wo de er loshaut heft un frie makt (M. 25, 189).  
 As unklok un befeten (M. 25, 189).

- Nu nimmt de Preefter de Gelegenheit wahr, den Olen einmal gehörig aftokanzeln un de Leviten to lesen un de Höll einmal gehörig hitt to maken (M. 25, 189).
- De . . . mit beide Arms nich tolangt un mit beide Hand'n (M. 26, 193).
- Unklok un ut de Tüt (M. 26, 193).
- Hol Din gottlos Mul . . . beter in Tacgel un nimm din Wort in Adt (M. 26, 193).
- Dar hev ick gar nicks gegen un is mi puttegal (M. 26, 195).
- Wenn ick de Bab'nhand behol und Sieger bliev (M. 27, 204).
- As wenn er wat swar up de Seel un up'n Harten liggt (M. 29, 216).
- Ganz verhesbäft un ut de Tüt (M. 29, 217).
- Dicht für en Ohnmacht un vör dat Umfalln (M. 29, 220).
- Dar muß en . . . sick still in find'n un sich christlich darin fögen un sin Itieven Nacken bögen, un sick fülb'n bedwing'n (M. 29, 221).
- Nu bruken Se keen Riesen mehr to köppen un ümtobring'n (M. 30, 224).
- Büft Du von Sinnen un nich klok (M. 30, 225).
- Up wat anners finnen un grübeln (M. 30, 225).
- Perfönlich fülben (M. 30, 226).
- De gröttste Bangnbüx un Hansquaft von Hafenfot (M. 31, 236).
- Wat de Preefter will un vürhett (M. 32, 242).
- Leibhaftig un perfönlich (M. 32, 242).
- Dat se (de Sak) glücklich bilöppt un en glücklich Enn nimmt (M. 33, 246).
- Heel bedrövt un trurig (M. 33, 245).
- So'n Hand . . . falt un hart, so as von Iesen un von Stahl (M. 33, 248).
- So'n Helden un so'n Ritterhand (M. 33, 248).
- Un in de Schenk stahst se denn so bi lütjen up un kamt in de Been (M. 34, 252).
- Do ward he splitterndull un dullerhaar (M. 34, 252).
- Em bistahn un em helpen (M. 34, 253).
- Wa he up düsse Dorheit stüert is un up düllen Jungensstreich verfulln (M. 34, 254).
- Noch Larm un noch Spektakel (M. 34, 257).

- To sin Recht un to sin Köften (M. 36, 267).  
 Du schaft dat fülben beleben un befind'n (M. 38, 283).  
 En jeder bliv bi sin Globen un sin Meenung (M. 38, 284).  
 Datt weer en braven Kerl un stünn bi jederen in hogen Ansehn  
 un in Achtung un in Ehren (M. 40, 288).  
 En Kapital- un Prachtfück von en Diern (M. 40, 288).  
 Sin Ogappel un sin Vertog (M. 40, 288).  
 Dat sidd er Vader nich to raden un nich to helpen wüß (M. 40  
 288).  
 Ahn dat er Vader dar en Starbenswort von weet un darvon  
 en blasse Ahnung hett (M. 40, 290).  
 Stantepee, fogliek (M. 41, 292).  
 To befrien un to erlöfen (M. 41, 292).  
 De so dat grote Wort hier föhrt un sin Mund so vull nehm  
 deiht (M. 41, 292).  
 In't Unglück bringen un in't Verdarben (M. 41, 296).  
 Hett . . . noch keen Kind wat dahn un keenen je en Haar  
 krümmt (M. 41, 296).  
 Ut de Luft un ut de Welt (M. 41, 298).  
 So wat is Di noch nich eenmal vör Ogen kamen un Di in de  
 Tännen hakt (M. 41, 299).  
 Dat he er nich wedder in de Wicken geht un in de wiede Welt,  
 as Sancho al seggt un andüd hett (M. 41, 301).

Durch die Vorliebe für diese Konstruktionen hat M.s Buch nicht gewonnen. Hiermit soll jedoch nicht gesagt werden, daß sie an und für sich zu verwerfen wären, denn sie sind der Volkssprache keineswegs fremd. Der naive Mensch, namentlich, wenn er schnell spricht, liebt es, einen übereilig gewählten und beim Aussprechen als nicht treffend befundenen Ausdruck zu korrigieren, zu erklären und durch einen besseren zu ersetzen. Hier aber kommen Verdoppelungen und Wiederholungen so häufig vor, daß sein offenes Bestreben, möglichst klar und anschaulich zu sein, vereitelt worden ist und man geradezu von einer Angewohnheit sprechen kann. M. neigt zur

#### Übertreibung und Verstärkung.

§ 25.

Das gilt nicht nur in bezug auf die Häufigkeit der Anwendung bestimmter Stilformen, sondern auch für die Gedanken- und Wortwahl. Man vergleiche:

C. (T. I, 41):

Mit diesen Worten legte er die Lanze gegen den, der gesprochen hatte, ein, und rannte mit solcher Wildheit und Wut auf ihn zu, daß . . .

M.:

Un as he dat so seggt, drückt he sin Lanz sick wedder an de Rippen un ritt, vull Schüüm un Wut un Grimm, up sinen Gegner dahl, de Sporn bet to de Affätj in den Hingst sin Kiep, dat . . . (M. 4, 22).

Von dem Schwert des Amadis, der den Beinamen Ritter des brennenden Schwertes führt, sagt C. nur, daß es seinen Besitzer vor Verzauberung bewahrte und scharf war wie ein Schermesser (T. I, S. 132). M. fügt als Eigenschaft hinzu, daß es »nix as Fuer un Flammen« und »glönig grad as de Höll« war (M. 14, S. 70).

Bei C. (a. a. O.) prahlt D. Q., daß er Taten tun will, die in den Büchern des Ruhmes für alle künftigen Jahrhunderte eingeschrieben werden sollen. Bei M. heißt es (14, 70), »vun- dag hier will ick Wunner dohn, de schall de Welt na hunder- dudend Johr un bet in alle Ewigkeit mit Ogen anstaunen so grot as Griedelsteen«.

Die schöne Asturierin wird wie folgt beschrieben:

bei C. (T. I, S. 119):

Um die Hände trug sie  
Glaskorallen.

bei M. (12, 60)

ift sie mit Gold und mit Ko-  
rallen dick behangen.

Die Übertreibungen tragen oft die größten Unwahrscheinlichkeiten in sich.

In der zur Schlacht anrückenden Armee trägt bei C. der Ritter Laurcalco einen Schild, auf dessen Wappen sich zu den Füßen einer Jungfrau ein Löwe schmiegt. Bei M. (18, 72) liegt der genannte Held auf den Knien »vör sin Hartensdam un bed er an« (im Staube der sich bewegenden Armee!). Die M.ische Lesart ist so grotesk und widerfinnig, daß man geneigt ist, sie aus einem lapsus memoriae oder einer Unachtsamkeit zu erklären. Die Tieck'sche Übersetzung läßt für den flüchtigen Leser wohl ein solches Mißverständnis zu. Dort (T. I, S. 134) heißt es: »Jener Ritter, den du in gelber Rüstung siehst und der in

seinem Schilde einen gekrönten Löwen führt, zu den Füßen einer Jungfrau hingeschmiegt, ist der tapfere Laurcalco«.\*)

Ebenso grotesk ist es, in das Landheer auch Schiffe einzufügen (M. 18, 73).

C. (T. I, S. 225):

Ihr müßt uns den Herrn  
... schaffen oder es ergeht  
Euch übel.

M. 22, S. 167:

Schaffst Du uns den Olen  
nich lebennig wedder to Stell,  
dat geht Di gotts jämmerlich  
un en Stünn slecht.

Antwort:

Bei mir braucht es keiner  
Drohungen.

Bei C. hofft S. P. die Erb-  
tochter eines großen Besitzers  
zu heiraten, denn aus Inseln  
macht er sich als richtiger  
Bangbüx nichts. (T. I, S. 227)

Der Pfarrer teilt S. P. mit,  
daß er als Stallmeister eines  
Erzbischofs Aussicht auf eine  
Kirchen- und Küsterstelle habe,  
die etwas Tüchtiges einbringe  
(a. a. O.).

Du brukstmi nich glicke dat Meß  
an de Kehl to setten (a. a. O.).

Bei M. hofft er, daß er  
durch eben dieselbe Heirat en  
groten Herrn ward up en grote  
Insel, vielleicht noch grötter as  
de Eer fülben (26, 169).

M. vergrößert dieses An-  
gebot. »O«, seggt de Preefter,  
»gewöhnlich hett so'n Erz-  
bischof en goden Posten vör  
em, as von mintwegen en  
Kösterdeenst, de sin netten  
Schilling affmieten un wat in-  
bringen deiht, de ünner Um-  
ständ'n sin Mann nährt mit-  
famts en Fru un en Dutzend  
Orgelpiepen von Görn, näm-  
lich mit all de Neben-  
akzidenzen, de dar anbimmeln  
un bammeln doht«.

Nach diesem Zusatz schließt  
sich M. wieder eng an das  
Original an und läßt S. P.  
bedauernd antworten: »Ick  
... bün verheirapelt.

\*) Aquel caballero que allí ves de las armas jaldes, que trae en el escudo un leon coronado, rendido á los piés de una doncella, es el valeroso Laurcalco (C.18. S.190).

Abgesehen, daß dieser Wortwitz bei dem hier naiv gläubigen S. P. ganz unangebracht ist, dürfte es höchst unwahrscheinlich sein, daß der kath. Pfarrer, wie bei M., nicht weiß, daß der Inhaber einer Kirchenstelle unverheiratet sein muß. Zudem ist S.s Antwort, nachdem der Pfarrer gesagt, die Stelle ernähre Frau und Kinder, ganz unmotiviert.

Bei C. spricht der Pfarrer zu der beschämt flüchtenden Dorothea: »Bleibt, Señora, wer Ihr auch sein mögt, denn wir alle, die Ihr hier seht, haben nur die Absicht, Euch zu dienen«. (T. II, 7).

Von dem Briefe des Ritters an Dulcinea berichtet S. P.: sie riß ihn in ganz kleine Stückchen (T. II, 44).

Bei C. (T. II, 122) nennt D. Q. Dorothea die große Königin.

Aus 30000 Soldaten bei C. (T. II, 126) werden bei M. »en lütj Milljon Soldaten (31, 235).«

Indessen war es' Nacht geworden und indem es ganz finster wurde, kam eine Kutsche mit einigen Leuten zu Pferde an. (T. II, S. 168)

Bei M. fügt der Pfarrer seinen herzlichen Worten hinzu »wi staht Di bi up Leb'n un Dod«.

Auch diese Worte sind zu stark, denn vom Beistehn auf Tod und Leben redet man angeichts einer großen Gefahr, aber nicht zu einer anscheinend Hilfebedürftigen.

an Dulcinea berichtet S. P.: se . . . reet em . . . in hundert-dusend Stücken.

Bei M. (30, 232) heißt sie Königsdochter von düt un-minschlich grote Riek.

Bides is nu de Tied verzahn, un dat is merden in de Nacht un buten balkendüfter, dat dar keen Hand vör Ogen to sehn is, do mit eenmal kummt dar'n Kutschwagen an-fahrn, un Lüd to Pferd ried dar vör un achteran. (M. 32, 239)

Auch hier wieder ist die ungenaue Tiedtsche Überetzung Ausgang und Anlaß zu einem Mißverständnis geworden. C. wollte nur sagen, daß bei der Unterhaltung die Dunkelheit sie überraschte, da bekanntlich auch schon in den Subtropen die

Dämmerung erheblich kürzer ist als bei uns. Trotz der M.schen Zusätze und Verstärkungen »merden in de Nacht un buten balken=düster, dat dar keen Hand vör Ogen to lehn is« schildert er das Eintreffen der Kutsche so anschaulich, als ob man sie sähe, mit Vor- und Nachreitern. Während bei C. für alle zum Übernachten eine Einrichtung getroffen wird (T. II, S. 170)\*), läßt M. sie alle zu Bett gehen (»kamt denn ok to Bett« 32, 240). Bald aber setzen sich, wieder im Anschluß an das Original, alle zum Abendbrot an den Tisch, ein Beweis, daß es Abend, und nicht mitten in der Nacht war. M.s Neigung zum Übertreiben führt also wiederum zu den größten Unwahrscheinlichkeiten.

Von Amadis, seinem hohen Vorbilde, sagt D. Q.

bei C. (T. II, S. 237).

»ich folge hierin bloß dem Beispiel, welches mir der große Amadis von Gallia gegeben hat.«

bei M. (39, 286)

». . . darum leeg ick dat förwahr nich in, warüm as ick dat nich grad eb'n so maken schall, as he, bün ick er doch nochto en El lang öbern Kopp rutwuffen un rekt he mi ja an den Nabel nich.«

Von dem Abenteurer Vincente de la Roca heißt es

bei C. (T. II, 242)

»Da war kein Land auf der Welt, daß er nicht gesehen hatte.

bei M. (40, 289)

»Dat geev keen Land in de ganze Welt un up den Mand, dat he nich lehn harr.«

Gegen die meisten der angeführten Beispiele läßt sich grundsätzlich und vom künstlerischen Standpunkte aus nichts einwenden, da sie durchaus volkstümlich sind, hat uns doch die Kriege-seelenkunde gelehrt, wie sehr der Mann aus dem Volke, z. B. bei der Entstehung von Gerüchten, zur Übertreibung neigt. Daß viele Wendungen hier als stilwidrig empfunden werden, beruht darauf, daß sie Abänderungen sind an einem organisch und einheitlich gebauten Kunstwerke, wodurch, wie gezeigt, naturgemäß Disharmonien und intellektuelle Widersprüche entstehen müssen, die umso mehr das ästhetische Gefühl verletzen, als sie oben-

\*) En esto llegaba ya la noche, y alcerrar della llegó á la venta un coche con algunos hombres de á caballo (C. 42, S. 494).

drein oft

§ 26.

### Vergröberung

gegenüber dem Original bedeuten. Wie inhaltlich die M.'sche Bearbeitung auf einem tieferen Niveau steht, indem alle höheren Gedankenflüge, alle geistigen Elemente ausgeschieden wurden, so ist auch in bezug auf die Form das Werk in eine niedrigere Sphäre gerückt. M. hatte das begreifliche Bestreben, recht volkstümlich und wirkungsvoll zu sein. Das ist offenbar die psychologische Erklärung seiner Vorliebe für die derbe und kraftvolle Sprache dörflicher Bierbankhelden und Stallknechte. Da er aber alle Personen in diesen Stil verfallen läßt und die Ausdrucksweise nicht abtönt nach Stand und Bildung, hat er nicht nur die Charaktere verwirrt (vergl. § 35—37), sondern das ganze Werk herabgezerrt.

Als Beweis sei zunächst auf die überaus zahlreichen Flüche, Schimpfworte und sonstigen Kraftausdrücke hingewiesen. Charakteristisch ist in dieser Beziehung das Vorkommen des Wortes »Düwel« (bezw. Satan oder Deufter). Der Teufel spielt zweifellos in Sage und Sprichwort unserer Bauern eine große Rolle, weil Denken und Sprache in Niederachsen viel mehr altertümliche und abergläubige Züge aufweisen als in dem vom modernen Geist durchdrungenen Hochdeutsch. Aber trotzdem wäre es falsch zu glauben, daß in der täglichen Umgangssprache alle Kreise das Wort im Munde führten, wie es nach M.'s Buch der Fall zu sein scheint, in dem schlechterdings niemand auftritt, der nicht bei jeder Gelegenheit, selbst in durchaus ungeeigneten Situationen, den Teufel erwähnt.

Der Wirt sagt zu D. Q. »Bi'n Düwel mutt he« (S. 12) und D. Q. warnt den Eseltreiber: »Di schall de Düwel halen« (M. 3, S. 12). Die Haushälterin meint »Idk glöv, der Deufterhal, de Ol, de is verrückt« (M. 5, 25). Als der Bauer D. Q. reden hört, sagt er: »Darbi kann een ja rein des Düwels ward'n«. D. Q. nennt die Benediktiner »Heidenvolk un Düwelskerls« (8, 39). D. Q. will »up den Dod un Düwel losgahn« (10, 45). »De Düwel is los« zu Sandho (11, 55). Der Bettelvagt gebietet »in Düwels Namen« Ruh un Freden (12, 61). Die Schäfer rufen D. Q. zu: »Di plagt he woll, de Düwel?« (18, 74). D. Q. sagt zum Priester, der von Christen, Herrgott und Heiligkeit

spricht: »Wo, Düwel, kummt Du hier denn her?« (15, 82).  
 »Un wo de Düwel los is in de Welt, ick, D. Q., ick ked em  
 wedder an« (15, 83) und wo es übel duftet, riecht er »Düwels-  
 dreck« (16, 90). Wenn S. P. seinen Herrn warnt, so antwortet  
 dieser: »... legg mi mal, Du Satanskerl...« (11, 96). Selbst  
 der Esel denkt: »So'n Steenhagel hal de Düwel« (18, 120),  
 aber D. Q. fürchtet sich nicht, »wenn ok hundertdufsend Düwel  
 in Anmarfch weern mit samt de Höll« (19, 121). Was S. P.  
 nicht versteht, das muß doch »mit'n Düwel togahn« (19, 126).  
 Der vornehme Cardenio nennt seine ehemalige Verlobte »Satans-  
 wiew« und wünscht ihr aufrichtig Glück und alles Gute (19, 127),  
 Die erste Frage, die der Ziegenhirt an D. Q. richtet, ist »wa er  
 de Düwel in düß Gegend rinkart hett« (19, 130) und gleich  
 darauf sagt er »de Düwel, de is satanslistig« (a. a. O.). Dem  
 S. P. ist der »Ballam un allens tom Düwel« gegangen (21, 153),  
 und wenn er die Anwartschaft auf seine Esel verliert, so ist »dat  
 doch bien Deufter keen Spaß nich« (21, 167) un »weet de Düwel,  
 wat de Ol för en Kerl is (22, 170), und der Priester will nicht  
 weiter mit, »wenn den D. Q. ok de Düwel holen deiht«  
 (23, 173), und zum Priester sagt der Barbier: »Ik glöw, der  
 Deufterhal, dat is de unkloke Kerl« (23, 175). Den Riefen  
 nennt S. P. »en Satansbeest von Kerl« (25, 184). D. Q. will  
 König von Mikomikon werden, »dat müß ja mit en Düwel  
 togahn, wenn ick dar nich en god Geschäft bi maken kunn«  
 (25, 186). Der Priester nennt die Befreier der Galeerensträflinge  
 »Satans- und Banditenvolk« (25, 189) und dem Anführer wünscht  
 er »de Düwel halt em ja mit Hut un Haar« (25, 189).

So geht es weiter durch das ganze Buch. Seite 213 kommt  
 der Düwel allein viermal vor. Ähnlich verhält es sich mit den  
 übrigen Kraftausdrücken. Ein, schier unerfchöpfliches Register  
 von Flüchen und Schimpfwörtern ist auf alle Stände verteilt.

• Hier nur einige Proben:

Röberpack (8, 39), Bang'nbüx (11, 52), Lump un Dummkopp  
 (13, 67), Gotts im Donner (25, 187), Banditenvolk (25, 189),  
 Donnerwedder, Hallunk, Flegel, Dämelklas von Dummerjahn  
 (26, 190), Luskerl, Lumpen- un Räberpack (28, 213), Grotmul,  
 den Donner ok un Dorie (33, 250), Ewigkeit von Hundsfott,  
 Spizbob'n, Snaefel (34, 257).

Immer wieder muß man bewundern, wie aufmerksam M. den Leuten »aufs Maul« geschaut hat. Aber es ist doch ein Unterschied, wem solche Wörter in den Mund gelegt werden, ob dem Mann von der Straße oder einem Priester oder Edelmann. Je höher ein Mensch an Bildung steht, desto zurückhaltender pflegt er zu sein im Gebrauch von Kraftausdrücken, desto weniger wird er Schimpfwörter verwenden. Die Sprache ist geradezu ein Maßstab der Bildung. Auch D. Q. ist, wie M. selbst recht deutlich betont, nicht »achtern Tun geborn«, sondern ein »richtigen Edelmann von nerden bet baben un von'n Kopp bet to Föten« (M. 1, 1). Bei C. bleibt er sich selbst getreu, wenn er auf die Grobheiten des Wirtes antwortet: »Ihr seid ein aberwitziger, elender Schenkwirt (T. I, 128). Schon Tieck hat die Worte des Originals: »Vos sois un sandio y mal hostalero« (C. 17, 184) ein wenig allzu kräftig wiedergegeben, denn D. Q. will ihm nur zum Bewußtsein bringen, daß er als Wirt nicht auf der Höhe ist, weil er von einem fahrenden Ritter Zahlung verlangt. Der M. fche D. Q. fällt daher aus der Rolle, wenn er statt dieser stolzverächtlichen Zurückweisung »Lump un Dummkopp« ruft. Läuft einem Helden wirklich einmal die Galle über, so daß das Gefühl mit der Zunge durchgeht — auch das ist menschlich —, dann muß der Dichter trotzdem die Grundgesetze künstlerischer Darstellung beachten, denn Kunst ist nicht Wiedergabe der nackten Wirklichkeit. Wie Lessing mit klarem Blick erkannte, weshalb der Laokoon nicht mit geöffnetem Munde schreit, so darf auch der Dichter oft nur andeuten, die Wahrheit nur durchschimmern lassen durch den Schleier der Dichtung.

Auch der große Spanier hat vor Lessing das richtige Empfinden gehabt, wenn er schreibt: »Er (D. Q.) begann so viele schreckliche Schmähungen und Verwünschungen auszustoßen, daß es unmöglich ist, sie alle zu wiederholen« (T. I, S. 129). Der Leser ist damit ganz im Bilde und das ästhetische Gefühl ist nicht verletzt worden. Joachim Mähls primitiv-realistische Auffassung zeigt sich nicht nur in der überreichlichen Verwendung von Kraftwörtern, sondern auch in der Namengebung sowie in der Wiedergabe sonstiger Ausdrücke und der charakteristischen Veränderung ganzer Sätze und Situationen. Die Königin Mandafima erhält den Namen Trina, Fruensmisch, dat ol Minch

(21, 145), Kaptalstück von Fru (21, 146), so daß nichts Königliches mehr an ihr bleibt. Aus »Widerfinnigkeit« bei C. (T., 205) werden »gestunkene Laegen« bei M. (21, 146). Während Dulcinea bei C. vielleicht gerade »Flachs hechelt« (T. I, 216), wird bei M. »grad den Swienestall utmisten« (21, 156). Daß M. lieber von »Schweineestall ausmisten« spricht, wo doch Anbau und Bearbeitung des Flachs zu seiner Zeit noch in ganz Niederfachsen verbreitet war, ist bezeichnend. Wenn D. Q. überlegt, was für Torheiten er wohl ausführen soll, fügt M. hinzu: »de Ol . . . fett sick dar op sin blanken Allerwertsten (!) dal, wo sin Grotmoder ok op seten hett, as se Brut weiß is« (22, 163). Dulcinea läßt D. Q. sagen, er möge zurückkommen »bei Strafe ihrer Ungnade« (T. I, 231), bei M. droht sie »sünst . . . kun he sick öber sin Mulwark wischen« (23, 173). In der Art und Weise, wie er von (wenn auch nur in der Vorstellung D. Q.s) vornehmen Frauen spricht, wie er sie reden läßt, zeigt sich ganz besonders M.s grobbäuerliche Auffassung. Von der hohen Gebieterin seines Herrn sagt S. P.: »Er Dulcinea redt de Prinzessin ja nich an den Nabel« (26, 194); sie heißt für ihn nicht anders als »dat Fruensminsch«, »dat ol Minisch« (26, 195). Den überbrachten Brief hat sie zunächst zurückgelegt, denn sie hatte »schietige Hand'n« (27, 200). Auch die schöne junge Lucinde sinkt zum »Fruensminsch« herab (29, 216). Zu der bösen Maritorne sagt D. Q. bei C.; »Es scheint, meine Gnädige, daß Ihr die Hand mehr striegelt als streichelt« (T. II, 182), dagegen bei M.: »Dat kummt mi grad so vör, as wenn de Bull mi likt« (33, 249). D. Q. prahlt in einer stolzen Rede, daß sich ihm jede »junge Diern mit en Achterstück (!) swart oder witt« ergeben wird (35, 265). Die Königin von Mikomikon »spiet giftig ut« (36, 270). In der Erzählung des Ziegenhirten (T. II, 240) wird von der Sittsamkeit eines jungen Mädchens berichtet, das sich selbst bewachte. M. sagt: »De Diern . . . löt sick nicks up'n Buffen lecken« (39, 288).

M.s Neigung zur Verwendung allergrößter Mittel läßt sich nur aus dem Bestreben erklären, auf alle Fälle zu wirken und womöglich zum Lachen zu reizen. Aus diesem Grunde gibt er den einfachen, volkstümlichen Erzählerton auf, zugunsten einer in seinem Sinne »gewählten« Sprache, wobei er immer wieder

zeigt, daß seine Erfahrung vor allem in der Welt der Bauern liegt, die infolgedessen das Reich seiner Vorstellungen fast ganz auszufüllen scheint. Auch der

§ 27. Humor

offenbart die beiden charakteristischen Seiten seiner dichterischen Persönlichkeit: Erzielung einer Lachwirkung um jeden Preis und bäuerliche Grundeinstellung. Da M., wie gezeigt, alle geistigen Elemente ausgehaltet und dadurch den Umfang des Buches auf zwei Drittel verringert hat, ist es natürlich, daß die verbliebenen humoristischen Züge bei ihm stärker hervortreten. Das lag ganz in der Absicht des Dichters, sagt er doch selbst von seinem Helden »sein Lebensgeschichte ist . . . lustig to lesen« (M. 1, S. 1). Aber indem er gleichsam nur einen Auszug der humoristischen Stücke gibt, hat er sich an dem Gesamtgeist des Werkes vergangen, denn die wunderlamen Abenteuer des fahrenden Ritters sind an sich und ohne genügende Motivierung sinnlos. M. hat sich aber nicht genug sein lassen mit der Wiedergabe der bei C. vorhandenen komischen Partien, sondern ist bemüht gewesen, wo er nur konnte, seinerseits neue humoristische Züge einzufügen, offenbar in dem Glauben, je mehr es in einer Geschichte zu lachen gibt, je interessanter, je wirkungsvoller müsse sie sein. Diese Meinung ist ihm und seinem Werke zum Verhängnis geworden, denn abgesehen davon, daß fortgesetztes Witzen ermüdet, weil die seelische Erregbarkeit zeitlich begrenzt ist, erwächst der Humor, soweit er M.s Sondergut ist, sehr oft nicht organisch aus den Situationen, sondern er macht den Eindruck des Hineinkorrigierten, so daß der psychologisch und literaturwissenschaftlich geschulte Philologe sofort auf den Gedanken kommt, hier müsse ein Redaktor gewaltet haben. Aber auch der einfache, nur dem Genuß der Lektüre sich hingebende Leser wird ebenso wie bei den Sprichwörtern ein Mißbehagen empfinden, wenn, wie es mehrfach vorkommt, der Humor an falscher Stelle steht und sich nicht mit der Stimmung des Augenblicks verträgt. Als Ritter und Knappe von Viehtreibern jämmerlich verprügelt worden sind und halb bewußtlos daliegen, beginnt S. P.: »Herr, min armen Knaken! Harr'k man en Sack, dat ick f'na Hus hindregen kunn!« (11, 51). Wer sich vor Schmerzen windet, dem pflegt im allgemeinen nicht spaßig zu Mute zu sein. Es ist

wahrscheinlicher, wenn S. P. wie im Original zunächst »mit schwacher und kranker Stimme« \*) stöhnt: »Herr D. Q.! ach Herr D. Q.!« (T. I, 149). Der Idealist D. Q., der er doch auch nach des Herausgebers Einleitung bei M. bleibt, und der bei C. (K. 21) in begeisterten Worten sein erträumtes Liebesglück preist, wird dieses schwerlich einem »brat Aal mit Appelloos« (17, 105) gleichsetzen. Auch bei S. P., der so von Herzen gerne etwas Großes werden möchte, ist der humoristische Zusatz unangebracht, wenn er zu seinem Herrn sagt (17, 108): ». . . sorgen Se man dafür, dat Se Kaiser oder König ward, un ick en Graf oder noch wat Gröbers«. Absichtliches Spaßen ist ausgeschlossen, denn S. P. spricht durchaus im Ernst. Daß er nicht wissen sollte, was ein Graf ist, muß als ausgeschlossen gelten. Etwas recht Grobes wünscht man nicht zu werden und D. Q. würde ihn in seiner Antwort sicher aufgeklärt haben. Übrigens hätte das Wortspiel nur Sinn, wenn M. wie sonst üblich, »gröwer« bezw. »gröver« geschrieben hätte, denn es ergibt sich aus dem Gleichklang von »Graf« mit dem Positiv »graf« bezw. »groff« (= grob) Komparativ »gröwer«. Wenn ferner S. P. seinen Herrn anfleht, doch um Gotteswillen die Prinzessin zu heiraten, besonders wegen der vielen Inseln, dann paßt zu einer solchen besorgten Bitte nicht der joviale Zusatz »un watt dar fünst noch so an bimmeln und bammeln deht« (27, 204). Als die Prinzessin D. Q. überreden will und von dem Dokument spricht, in dem ihr angeblicher Vater den sie befreienden Ritter zum Schwiegerlohn und Erben seines Reiches macht, darf sie nicht spaßend bemerken, es sei vielleicht »krumm latinsch« geschrieben (26, 192). Eigentlich dürfte danach D. Q. sie nicht mehr ernst nehmen. Auch sonst hat M. durch unangebrachte Späße die Wirkung ernstlicher Situationen beeinträchtigt. Wer wie der Ziegenhirte (40, 287) die Geschichte seiner unglücklichen Liebe beichtet, wird schwerlich beginnen »dar wahn en Bur . . . Geld harr de Kerl as Hei, wenn ok nich vullends so lang« und daß zwei Eheleute wie S. P. und seine treue Alte, die einander nach langer Trennung wiedersehen, sofort eine Unterhaltung mit allerhand herbeigefuchtem Späßen beginnen, dürfte ebenfalls höchst selten vorkommen. Geradezu Unfinn ist es, wenn er die Schildaufschrift des Herzogs

\*) con voz enferma y lastimada (C. 15, 163).

von Nervia »mein Glück wächst nach« (T. I, 135) (d. h. immer von neuem) umändert in »min Glück steiht ünner Null« (M. 14, 73).

Der Art nach ist Ms. Humor entweder Wortwitz oder Situationskomik. Hierher gehören zunächst die lustigen Beinamen und volkstümlich-bildhaften Benennungen, die, meist mit einem Beigefchmack des Spothaften, Verächtlichen oder doch der Überlegenheit an die Stelle der eigentlichen Namen treten, so Verstandskaffen (1, 1) für Gehirn, Hartenlena (1, 5) für Geliebte, Kledagch für Kleidung (wiederholt), Putzbüdel oder Bartschraper für Barbier (desgl.), Duunhus für Wirtshaus (2, 7), Achterstück (S. 22 und 24 und öfter) für den Körperteil, den man nicht mit Namen nennt, Molchü Blix (34, 253) für den entflohenen Prinzen. Auch Zustände und Eigenschaften werden in dieser Weise bezeichnet, so verheiralspelt (S. 170) für verheiratet, »wiel em dat Swart in'n Wegen is« (37, 275) für »er konnte nicht lesen«, »in sin Verstandskaffen dar is en Schruw los« (1, 1) für »er ist verrückt«.

Wie wir Anschaulichkeit als das Hauptcharakteristikum M.'scher Darstellung konstatieren konnten, so ist Situationskomik ihm ein Lieblingsmittel zur Erzielung einer humoristischen Wirkung. Es scheint, daß er hier starke Einflüsse von Fritz Reuter erfahren hat, den, wie mir M.s Enkelin, Fräulein Käthe Mähl in Segeberg, versicherte, er gern und oft las. Jedenfalls wurde ich, bevor mir diese Auskunft wurde, mehrfach unwillkürlich an gewisse Szenen aus der »Franzoesentid« und an die Figur des Inspektors Bräsig erinnert. Auf dem Gebiete der Situationskomik ist M. Meister; dort liegt seine stärkste Begabung. Nur schade, daß seine beiden Hauptfehler, Neigung zur Übertreibung, Mangel an ästhetischem Feingefühl, ihn auch hier mehrfach entgleisen lassen.

Wie eine treffliche Karrikatur aus den »Lustigen Blättern« erscheint nach M.s Beschreibung die Kaeksch Kathrin »de Mund geht meist von een Ohr bet dat anner, un wat ehr Lippen sünd, de striet sick, keen am dicksten is; dick ümkrempst sünd l'na beide Sieden hin; . . . er Näf', dat is en glatten Klumpen, . . . as wenn er de mal inflag'n word'n is un so belitten bleben, un Ogen hett de Diern, dat een, dat grillt, un mit dat anner scheelt se grulig!« (12, 56). Oder man vergegenwärtige sich die liebevoll ausgeschmückte Szene (S. 249/50), wo D. Q. von den Düwelsdeerns angebunden wird. Das sind Streiche, wie sie noch

heute das Jungvolk auf dem Lande zu Neujahr oder Fastnacht vollführt.

Aus größtenteils M.'schen Zutaten setzt sich auch die wunderliche Verkleidung des Priesters (23, 172) zusammen; nur kommen dem Leser Zweifel, ob D. Q. diese aufgetakelte Vogelscheuche noch für eine Prinzessin halten kann. Lachen jedoch muß man, ebenso wie bei der Beschreibung des gewaltigen Kampfes mit den Weinschläuchen (28, 212). Aber auch hier hat der an sich schon recht derbe Realismus des Cervantes M. nicht genügt. Statt »seine Beine waren nicht ganz sauber« (T. II, 97) sagt M. daß sie »vör en halv Stieg Jahr tom letztenmal woll bad« waren (a. a. O.). Es ist überhaupt bezeichnend für M., daß er Kampfszenen und wüste Prügeleien, bei denen es Blut und blaue Beulen gibt, mit Behagen ausmalt, um sie in den Dienst des Humors zu stellen, so die Rauferei unserer beiden Abenteurer mit den befreiten Galeerensklaven (18, 120) und vor allem ihren wilden Kampf mit den Ziegenhirten. Da ist es wie bei C. nicht genug mit Faustschlägen, Sancho »vertimmert den Gegner mit de Affäß«. Unwillkürlich denkt man an den Schlußakt einer ländlichen Tanzmusik, wenn die Bauernknechte des Guten zu viel genossen haben. Eins der ohne alle Einschränkung humoristisch wirkenden und zugleich anschaulichsten Stücke aus M.'s Hand ist das Abenteuer des edlen Rosinante mit den galizischen Stuten. Nur ein Dichter, der seine Kindheit auf dem Bauernhofe verlebt und den Pferden und Rindern auf der Weide zugesehen hat, wird eine solche Episode auswählen, um sie liebevoll auszul schmücken. C. berichtet uns ganz einfach die Tafsache (T. I, 108): »In Rosinante stieg bald der Wunsch auf, sich mit den lebenswürdigen Stuten zu ergötzen; er witterte sie also kaum, als er . . . sich in einen eiligen Trab setzte, um jenen Stuten seine Wünsche mitzuteilen«. Damit vergleiche man nun M.'s Darstellung. Zunächst führt er uns in den Gedankengang des Rosinante ein: »Mutt min Herr en Dulcinea hebben, wo he för dör't Fier un de Wolken geht un ahn de he nich leben kann, warüm denn ick nicht ok? Dat seeg ick wükdlich nich in! Ick will ok en Dulcinea hebben un wenn dat ok mehr as en Sak is; denn ick mutt minen Herrn ebenbürtig wesen, ok in düssen Punkt, un will em jo keen Schand'n nich maken. Aber wat

nehm ick för een? — Sandho linen Efel? Ne«, seggt he un schüttelt mit den Kopp, »dat geiht nich an, dat weer en Mesalliance« (11, 48/49). Als nun die Pferde erscheinen, denkt Rosinante »wie gerufen«. Wie bei allen Dingen des täglichen Lebens gibt auch M. hier mehr Einzelheiten als der Spanier. Bei C. wird von den Stuten ganz allgemein gesprochen. Bei M. faßt R. »en schöne Schimmelfute in't Og un dravt sick dar up los«. Und dann das Abenteuer selber, »Nu kiekt den Bengel blot mal an, wa he sick in de Boß smiet'n deiht un wa krumm un stolz as he den Kopp driggt un denn — wa läufig erst to Been, as weern dar Springfeddern in, rein as — ja, wat schall ick man glik segg'n? as weer he up de Jungmaehl west, von Spat un Hahnentritt keen Spur to marken; keen harr dat in den Bruder söcht un von den Bruder dacht? Doch ,Alter schüßt vor Torheit nicht', seggt en ol Sprichwort, un wahr mutt dat ok wesen; denn kikt man mal den Rosinante an: wa kompläfang'n un wa verlevt de Bruder is. He rükt sin hartlev Schimmeldulcinea örndlich in de Nüstern, dat heet he küßt er mal, un wat för'n Wonne mut dat wesen, denn he rohrt un kriecht vör luter Luft un vör Vergnügen; aeber wat sin Schimmeldulcinea is, versteiht em wol nich recht, den datt ole Tier dreiht sick mit eenmal üm, kielt achterrut un givt den Rosinante dar en Perkuß so von achtern, na, ick seeg Ju, de 's nich slecht, dar kann sick een dat Mul na wischen«. Abgesehen von der lebhaften Darstellung und der kernig-saftigen Ausdrucksweise beruht die humoristische Wirkung dieser Stelle im wesentlichen auf der von M. konstruierten Analogie zwischen der himmelhohen Liebe D. Q.s zu seiner Dulcinea und der irdischen Liebe des Rosinante zu der Stute. Dadurch hat nicht nur diese Stelle eine besondere Belebung erfahren, sondern auch das Verhältnis D. Q.s zu Dulcinea ist in amüsanter Weise parodiert worden, wie überhaupt dieses Beispiel charakteristisch ist für M.s

§ 28.

#### Auffassung der Liebe.

Wie in fast allen Romanen, so spielt auch in dem Buch des C. die Liebe eine wichtige Rolle. Bei M. tritt sie schon äußerlich dadurch zurück, daß er die eingelegten, sehr empfindsamen Liebesgeschichten gestrichen oder gekürzt hat. In den C.schen Einlagen erscheint sie wie bei Goethe als gewaltige dämonische

Macht, die dramatische Konflikte heraufbeschwört und den Menschen »himmelhochjauchzend, zu Tode betrübt« macht und die Seele des Lesers teilnahmsvoll mitfühlen läßt. Nichts von all dem bei M. Aber auch das Gegenstück dieser echten Liebe, die von M. durch das Verhältnis D. Q. zu Dulcinea parodierte ritterliche Minne, die gemäß der Standesetikette einen konventionellen Zug trägt, ist von M. weder im Geiste des Originals wiedergegeben, noch dem Charakter des Nordens angepaßt worden. Wie die Herzdame beim Kartenspiel wird Dulcinea überlegen verächtlich als »Hartensdam« oder »Hartenlena« bezeichnet, ebenso Rolands Angelica (22, 163) und die Oriana des Amadis (23, 164). Nirgends Variation. Die Freuden der Liebe stellt er gleich dem Genuß von »brat Aal« (3, 11), sie ist eine triebhafte Schwäche, über die er sich wie ein Horcher am Schlüsselloch amüsiert. Das ist zwar an und für sich für einen Humoristen ein durchaus natürlicher Standpunkt, aber leider ist er nur selten in Einklang zu bringen mit den von C. geschaffenen Ereignissen und der auf ihnen liegenden Stimmung. Da M. die C.sche Erzählung nicht ganz aufgab, sondern sie bald bestehen ließ, bald Eigenes hinzusetzte, vor allem überall, wo er nur konnte, auch in ernste Partien seine faden Witze oder doch witzig sein sollenden Redensarten einschob, hat er nur das Alte zerstört, aber kein Neues aus einem Guß an die Stelle gesetzt. Er reißt so den Leser von einer Stimmung in die andere.

Dieser überall durchblickende Zwiespalt ist, wie schon mehrfach konstatiert, der Hauptfehler des M.schen Buches. Wie er sich zeigt in der M.schen Behandlung der Liebe, dafür nachfolgend einige Beispiele.

Wenn D. Q. von dem Reitknecht verlangt, er soll zu »min Snudelpopp von Hartensdam« (9, 43) gehen, so muß er den Eindruck erwecken, als ob er selbst diesen Befehl nicht ernst meine, denn »min Snudelpopp« ist ein Ausdruck der mündlichen Kose-sprache zwischen Liebenden. Gegenüber einem Dritten wirkt er, und das erst recht mit dem Zusatz »von Hartensdam«, wie wenn jemand sich bewußt über seine Erwählte lustig macht. Die »hohe Gebieterin« Dulcinea und die Prinzessin Mikomikon, in deren Dienst sich D. Q. auch bei M. begibt, werden wiederholt als »Kind« und »Zuckerpopp« (267 und 298) bezeichnet, ein innerlicher

Widerspruch, denn einem Kinde dient und gehorcht man nicht. Zwei Auffassungen der Liebe sind ineinandergeloben, die ritterlich romanische: der Held zu den Füßen oder im Dienste seiner Herrin, und die modern germanische: der Mann, der Führer und Beschützer seiner Erwählten, zu dem sie in Verehrung aufblickt.

Als Klara bei dem Erklingen der Stimme ihres Geliebten vor innerer Erregung zittert, da erläutert sie »dat is en Prinz, en hogen Herrn, un is min Schatz (!), wo ick up Leb'n un Dod an hang'n doh, wenn (!) he mi tru is« (32, 244). Sie erzählt dann die Geschichte ihrer Liebe. Ein Stück Spanien blickt auch bei M. noch durch: die Sitte, daß junge Liebende vor der Verlobung nicht miteinander allein sein dürfen und »aufs »Fensterln« angewiesen sind. So folgt auch Klara ein schmachtender Liebhaber, mit dem sie sich bisher nur durch Gebärden hat verständigen können, so daß sie bekennt (T. II, 176): »Ich habe noch im Leben kein Wort mit ihm gesprochen«. Mähl fügt jedoch im Widerspruch mit dem Vorherigen hinzu »Se kamt ok mal tosam'n«, so daß man das Verhalten des Prinzen nicht mehr begreift. Also wiederum sind die Sitten zweier Länder miteinander vermischt, von denen die eine die andere ausschließt.

Auch Dorotheas Liebe ist in ähnlicher Weise verzerrt. Mit dem »unglücklich Kind von Dorothea« (25, 179), die in der Einsamkeit den Tod sucht, und seutzt: »To helpen is mi nich, denn min Unglück is to grot« (24, 178), verträgt es sich nicht, daß sie den Liebsten gleichzeitig als »Lickan'nproppen« (24, 179) bezeichnet, »de sick bet über Näl' un Ohrn in er verleevt« hat (24, 178).

Cardenio flicht bei M. in seine traurige Erzählung eine ganze Reihe von Ausdrücken ein, die die Stimmung vollständig zerreißen und an dem Ernst seines Unglücks Zweifel aufkommen lassen. Denn Wendungen wie »een Putt un een Stert«, »Prachtstück von Deern«, »den Kopp verdreht«, »rüntokriegern«, »stünn em de Lecker«, »den Bruder« (10, 138) passen nicht zu den Tränen eines am Leben Verzweifelnden.

Den besten Beweis dafür, wie M. in bezug auf die Liebe alle Gefühlswerte und Stimmungen zerstört, liefern die Gedichte, insbesondere die

Die Gedichte des Originals sind schon von Tieck nicht alle übertragen und aus der Tieckschen Vorlage ist von M. wiederum nur ein Teil übernommen worden. Geht schon bei Prosaübertragungen der Geist des Originals mehr oder weniger verloren, so pflegt bei Gedichten, insbesondere den lyrischen, vom ursprünglichen Gehalte nur ein kümmerlicher Rest übrigzubleiben, denn hier macht die Form einen viel größeren Teil des Kunstwertes aus. Die künstlerische Form erhält aber ein Gedicht durch die Sprache. Bei der Übertragung in ein anderes Idiom kann daher die alte Form nicht beibehalten werden; an ihre Stelle muß eine andere treten, die einerseits der neuen Sprache eigentümlich ist, andererseits das erste Erlebnis wiedergibt und im Leser wachruft. Soll eine Übertragung gelingen, so ist notwendig, erstens, daß der Übersetzer mit Sprache und Inhalt des Originals genau vertraut ist und zweitens als Dichter groß genug ist, um das ursprüngliche Erlebnis nachzuempfinden und ihm in seiner Sprache den bestgeeigneten Ausdruck zu verleihen. M. konnte weder Spanisch, noch hat er sich den Geist der an sich noch recht unvollkommenen Tieckschen Übersetzung zu eigen gemacht. Hinzu kommt, daß es in sprachlicher Beziehung kaum größere Gegenläufe geben kann, als Spanisch und Plattdeutsch. Dem Romanen ist die Form die Hauptsache. Er berauscht sich an der Musik der Sprache, während der Gedanke zurücktritt. Dem Germanen dagegen ist der Inhalt die Hauptsache. Berücksichtigt man außerdem noch den Unterschied in der Metrik — im Spanischen werden die Silben gezählt — und den zeitlichen Abstand, so wird man bei der bescheidenen Gestaltungskraft Mähls nicht mehr erstaunt sein, daß die C.schen Gedichte bei ihm kaum wiederzuerkennen sind. Wenn nun das von ihm geschaffene Neue wenigstens an sich brauchbar wäre und sich organisch in den Rahmen seines eigenen Buches eingliedern ließe, so könnten ihm die eigenen Nachschöpfungen nur zum Lobe gereichen. Aber leider ist das nicht der Fall. Zur Probe mögen die beiden Fassungen des Gedichts im Auszuge wiedergegeben werden, das in dem Taschenbuch des Cardenio gefunden wird. Bei C. ist es der ergreifend wirkende Schmerzenschrei eines Verdmähten, der in seiner Verzweiflung in der Einsamkeit Trost sucht. Schon die Anfangs- und Schlußzeilen zeigen die Verschiedenheit:

(Tieck I, S. 188)

Du, Amor! weißt kein Wort von meinem Leiden,  
Ha! grausam bist du, oder willst mir zeigen  
Wie Strafe ohne Schuld mich möge beugen,  
Drum wühlt die Qual in meinen Eingeweiden.

— — — — —  
Daß ich bald sterbe, dies nur kann ich sagen,  
Für Unheil, dessen Grund man nicht erblicket,  
Kann nur ein Wunderwerk die Heilung finden.\*)

Sinn und Stimmung werden noch besser wiedergegeben in der Überetzung von Reinhardt Röttner (Leipzig, Reclam), wo die Schlußverse lauten:

Kann ich der Leiden Quelle nicht ergründen,  
So eile Tod und ende meine Pein,  
denn nur bei dir kann ich noch Rettung finden.

Damit vergleiche man nun M.s Übertragung (19, 124). Er beginnt tändelnd wie mit einem Wiegenliedchen:

Du lütje, lütje Bumann, Du,  
Mit Dinen Piel un Bagen — — —  
um bald in banale Barbarismen zu verfallen:  
Du . . . schüttst een in den Magen,  
— — — — —  
Wat machst Du een för Lievwehdag',

An diesem Leibweh muß dann der Liebende  
Toleht ahn Gnad verrecken.

C.s Gedicht ist die psychologische Motivierung für die Verzweiflung und Weltflucht des Cardenio. Wenn man M.s gänzlich verändertes Gedicht gelesen hat und er uns dann wieder im

---

\*) Da Tiecks Nachdichtung nach Inhalt und Form unvollkommen ist, sei hier der spanische Urtext gegeben (C. 23, 248):

O le falta al amor conocimiento,  
O le sobra crueldad, ó no es mi pena  
Igual á la ocasion que me condena  
Al género mas duro de tormento.

— — — — —  
Presto habré de morir, que es lo mas cierto,  
Que al mal de quien la causa no se sabe,  
Milagro es acertar la medicina.

Anschluß an C. erzählt, daß der Verfasser dieses Gereimfels vor Liebeskummer in der Einsamkeit schmachtet, dann kann man nur noch den Kopf schütteln.

Ebenso unglücklich ist die Wiedergabe der empfindsamen Lieberlieder des Don Luis (K. 33, C. 43). Er singt (T. II, S. 175):

Von der Liebe bin ich Schiffer,  
 Fahr auf ihren tiefen Fluten,  
 Ohne Hoffnung zu erreichen  
 Je des Hafens sich're Buchten.\*)

M. zerstört mit seinem Reimerei die ganze pessimistische Stimmung:

Süh, Du büßt dar, un ick bün hier  
 Dat is doch gar to hart!  
 Watt schall dat ward'n, watt schall dat ward'n,  
 Wenn dat nich anners ward!

Fast noch größer ist der Gegensatz bei dem nächsten Lied, das bei T. (II, S. 176) beginnt:

O du mein süßes Hoffen — — —,

M. hingegen:

Min Tukanthart, min Klukanthart — — —.

So ähnlich begann ein Gedichtchen aus meiner Kinderfibel, in dem das Lieblingsvieh aus dem Geflügelhof angefangen wurde. Daß nach solchen Tönen das horchende Mädchen (natürlich wiederum nach C.) trotzdem schluchzt und Herzklopfen bekommt, begreift man nur, wenn man den spanischen Text zu Hilfe nimmt.

Wie die M.ischen Liebesgedichte sind auch seine  
 Liebesbriefe

§ 30.

als gänzlich mißlungen zu bezeichnen. Allerdings stand M. hier vor einer schwierigen Aufgabe, weil — das muß vorausgeschickt werden — es einen plattdeutschen Brieffstil nicht gibt. Jedem Niederdeutschen ist als Schriftsprache das Hochdeutsche viel geläufiger als das von ihm im täglichen Verkehr gesprochene Platt-

\*) Marinero soy de Amor,  
 Y en su piélago profundo  
 Navego sin esperanza  
 De llegar á puerto alguno. (C. 43, S. 501.)

deutsch, denn leider wird dieses in den Schulen des niederdeutschen Sprachgebietes so gut wie gar nicht getrieben. Plattdeutsche, insbesondere Liebende, die im mündlichen Verkehr nur ihr trautes Heimatidiom sprechen, schreiben einander nur Hochdeutsch. Etwas anderes wäre ihnen unmöglich. Wo einem einmal ein plattdeutscher Brief entgegentritt, etwa in der Sonntagsbeilage einer Tageszeitung, da handelt es sich um bestellte Kunstprodukte ohne Saft und Kraft, die der Unterhaltung dienen und zum Lachen reizen sollen. So tragen auch M.s Briefe von vornherein den Charakter des Unnatürlichen und Ungewöhnlichen. Einen eigenen, natürlich wirkenden Stil zu schaffen, ist ihm nicht gelungen. Die Sucht, durch ungewöhnliche Wendungen humoristisch zu wirken, den Schreiber lächerlich zu machen, wo es sich um durchaus ernste Situationen handelt, ist ihm zum Verhängnis geworden. Als Beispiel möge der Brief Cardenios (M. 19, 127 und C. 23, S. 249) dienen. Schon die von M. eingefetzte Anrede »Phillis« muß als deplaziert bezeichnet werden, weil dieser Name der im Niederdeutschen unbekanntem konventionellen Schäferepos angehört. In direkten Briefen haben Liebende einander zu allen Zeiten mit dem rechten Namen oder einem Kosenamen angedredet; zudem widerspricht dieses Requirat aus der tändelnden Hirtenprache dem realistischen Charakter des Plattdeutschen. Ganz unmöglich ist der zweite Teil der Anrede »Unglücksdiem«. So sagt man nämlich zu einem Mädchen, das durch eigene Ungeschicklichkeit in eine üble Lage geraten ist. Daß der vornehme Cardenio im weiteren Verlaufe dieses Abschiedsbriefes seine ehemalige Verlobte »Wievstück« und »Satanswiev« (bei Tieck »Weib«) tituliert, ist barbarisch und unliterarisch; auch steht diese Grobheit im Widerspruch mit den gleich darauf folgenden herzlichen Wünschen. Ebenso mißlungen ist bei M. D. Q.s Brief an Dulcinea. Bei dem großen Spanier ist er eine feine Parodie im erhabenen schwungvollen Stil der Ritterromane, so hervorragend gelungen, daß man geneigt ist, die eingebildete Verliebtheit des Ritters für eine Tatsache zu halten und ihm freundlich Erfolg wünscht. M.s Brief klingt unnatürlich. Schon die Anrede »Min Kind« verträgt sich nicht mit dem flehenlichen Wimmern um Erhörung. Bis zu einem gewissen Grade trägt allerdings Tiecks mangelhafte Wiedergabe die Verantwortung. Indem er das

spanische »Soberana« \*) für ein Substantiv hielt und es mit »Monarchin« überfetzte, hat er offenbar M. ganz ratlos gemacht, der ganz schematisch, wie in allen Liebesverhältnissen dafür »min Kind« setzte, im denkbar schärfsten Gegensatz zu dem wirklichen Sinne des Briefes und seiner Anrede »Hohe, erhabene Gebieterin« (scil. meines Herzens). Ebenso verunglückt ist das Schreiben selber. Wie kann man nur in einem von seinem Absender ernst gemeinten Liebesbrief von »Piel in'n Magen«, »Lievwehdag«, »verörgeln und verrecken« reden! Alles dies, wie auch die Versicherung der Treue »up ewig« mit den Zusätzen »up ewig un dre Dag un denn so lang'n noch, as Du wullt« steht als bewußter Humor mit der Absicht des Briefschreibers im Widerspruch. Die Ausdrücke sind an sich schon geschmacklos. In diesem Zusammenhang werden sie geradezu zum Unsinn. Briefe sind auch bei C. kleine Seelengemälde und vorzügliche Dokumente zur Charakteristik ihrer Verfasser. In diesem Sinne sagt C. treffend von der Bedeutung der Briefe (T. I, S. 198): »Die Federn geben gewöhnlich dreifster (besser = »unbefangener«) als die Zungen die Empfindungen des Herzens zu erkennen, denn die Gegenwart des geliebten Gegenstandes macht nur zu oft den kühnsten Gegensatz und die verwegenste Zunge zaghaft und unberedt.\*) Daß M. diese geistvolle Bemerkung übernommen hätte, werden wir nach dem Vorhergegangenen nicht erwarten. Daß er diese Wahrheit unbeachtet ließ, hat ihm zum Schaden gereicht.

Wie die Liebe sind auch alle andern Gefühle und Stimmungen § 31.  
 verzerrt. Daß der treue Sancho (41, 297) an der Leiche seines (nur scheinbar gestorbenen) Herrn ausrufen soll »is allens, allens futsch . . . Du Handlanger von unsern Herrgott . . . Du jämmerliche Jammermann«, ist keine Totenklage, sondern gewaltfame, wohlüberlegte Spaßmacherei. Es dürfte kaum einen Leser geben, der nach der Lektüre dieser Zeilen noch begreift, wie man bei solchen Worten »sin bittern snappenlangen Tranen« weinen kann.

\*) C. 25, S. 281.

\*\*) las plumas, ...con mas libertad que las lenguas suelen dar á entender á quien quieren lo que en el alma está encerrado; que muchas veces la presencia de la cosa amada turba y enmudece la intencion mas determinada y la lengua mas atrevida. (C. 24, S. 260.)

§ 32. Mit den Stimmungen und Gefühlen sind auch die meisten ästhetischen Werte verloren gegangen. So wird in C. 28 (T. II, S. 6) die Schönheit des weiblichen Körpers verherrlicht. Ein junges Mädchen, als Bauernburfch verkleidet, sitzt am Bach und wäscht seine Füße, »die nicht anders wie zwei Stücke weißen Kristalls ausfahen, die dort zwischen anderm Gestein am Bache gewachsen wären. Der Glanz der schönen weißen Füße setzte sie in Erstaunen; denn sie schienen nicht gemacht, auf Kiesel zu treten oder hinter dem Pfluge und den Rindern herzuftreiten«.\*) Dieses niedliche Idyll, geschaut in sonnenklarer südlicher Landschaft und in der klassisch vollendeten Sprache eines C. noch von ungleich schönerer Wirkung, ist von M. durch Verwendung größter Ausdrücke, wie »Dreck« und »Buernkledagsch« (M. 24, S. 176) entstellt worden.

§ 33. Auch für schöne Landschaftsbilderungen hat M. keinen Platz in seinem Buche. Wie anders bei C. Man lese die von D. Q. erträumte Beschreibung seines Ausritts (T. I, 25). Wenn am Schluffe von C. 19 (T. I, S. 148) die Rede ist von einer »Wiese mit kurzem frischem Gras bedeckt«\*\*), so schweigt M. Ein weiteres Landschaftsbild, entworfen in der meisterhaften Weise Walter Scotts, bietet C. 20. Es fehlt ebenfalls bei M. Besonders hervorzuheben ist hier die Beschreibung des anbrechenden Tages, wobei das allmähliche Klar- und Deutlichwerden der Umriffe an die Eingangsszene des II. Faust erinnert, wenn auch die sich abspielenden Ereignisse grundverschieden sind. Tiecks Wiedergabe (T. I, S. 157) läßt die Schönheit des Originals nur ahnen: »Indem zeigte sich das helle Morgenrot, wobei man die Gegenstände genau unterscheiden konnte, und D. Q. sah, daß er sich unter einigen hohen Bäumen befand, die Kastanien waren, welche den dichtesten Schatten machen«.\*\*\*) Und wie hat M. diese Szenenbilder

\*) que no parecían sino dos pedazos de blanco cristal, que entre las otras piedras del arroyo se habían nacido. Suspendióles la blancura y belleza de los pies, pareciéndoles que no estaban hechos á pisar terrones, ni á andar tras el arado y los bueyes. (C. 28, S. 313.)

\*\*) prado ... colmado de verde y menuda yerba (C. 19, S. 206) = dicht bewachsen mit zartem, grünem Gras.

\*\*\*) Acabó en esto de descubrirse el alba, y de parecer distintamente las cosas, y vió D. Quijote que estaba entre unos árboles altos, que eran castaños, que hacen la sombra muy oscura (C. 20, S. 215/16).

wiedergegeben? Nicht eine Spur davon ist bei ihm wiederzufinden. Das sagt genug.

Manchmal möchte es allerdings scheinen, als ob seine Sprache sogar von einer gewissen Zartheit oder Sentimentalität wäre. So § 34.  
könnte man das häufige Vorkommen des Wortes »leev« in diesem Sinne deuten. Bei näherem Zusehen zeigt es sich jedoch, daß es sich hier nur um ein stehendes Beiwort, eine Stilangewohnheit handelt. Nur einige von den vielen Fällen seien hier angeführt.

Die Magd Kathrin nennt den Wirt »unf' leev Herr« (34, 255), D. Q. sagt zu Dorothea »Lütj hartleev Kind« (36, 267), und zu seinem Diener »leev Sandho« (36, 270), nachdem er ihn eine halbe Minute vorher fürchterlich ausgehimpft hat. Umgekehrt nennt ihn Sandho dafür auch »leev Herr« (36, 270; 37, 278), seine Kinder »en ganze Reeg hartleev Görn« (37, 278) und leben will er »as unf' leev Herrgott sülb'n in Frankriek« (39, 285). D. Q. redet den Ziegenhirten »leev Fründ« an und möchte ihm am liebsten Leandra »dat leev Kind« bringen (41, 292). Sandho nennt Gott wie seinen Herrn D. Q. »leev Herr« und schwärmt von seinen »leeven« Inseln (41, 297). D. Q. spricht von Dulcinea als seiner »hartleev Zuckerpopp« (41, 298) und der Dichter von den »leeven Fruenslud« des Ritters, und Sandhos Frau fragt ihren Mann beim ersten Wiedersehen, ob er etwas mitgebracht hat »för all (!) Din leeven Görn?«.

Durch eine derartige gewohnheitsmäßige Anwendung werden selbst die schönsten Wörter niederdeutscher Sprache derartig abgenutzt, daß sie alle Zartheit und den ganzen Stimmungsgehalt einbüßen.

Um zu einem abschließenden Urteil über M.s Werk zu gelangen, ist es notwendig, noch

die Charaktere

einer Würdigung zu unterziehen, zunächst die Hauptperson

Don Quixote.

§ 35.

Gewöhnlich wird er bei M. einfach »de Ol« genannt, während er bei C. el famoso Hidalgo, der berühmte Ritter, ist. Das sind Gegenätze, denn beide Bezeichnungen enthalten zugleich Charakterisierungen, die den Träger in eine bestimmte Gesellschafts- und Lebensphäre eingliedern. Unter »de Ol« versteht man im Platt-

deutschen gewöhnlich den Vertreter der alten Generation auf einem Bauernhofe, den Großvater auf dem Altenteil, dem, da die Höhe seines Lebens einer vergangenen Zeit angehört, meist etwas Altmodisches, häufig sogar etwas Nachlässiges in Kleidung und Manieren anhaftet. Verträgt sich dieses Bild mit der Vorstellung, die wir uns gemeinlich von einem selbstbewußten, auf Kampf und Liebesabenteuer ausziehenden Ritter, der er doch auch bei M. bleibt, machen? Schon die Bezeichnung »de Ol« und die Anrede »min Herr« werden als schwer vereinbar empfunden, besonders wenn sie im selben Absatz vorkommen (M. 12, 56). Ein kämpfender Ritter aber als »Ol« ist eine *contradictio in adjecto*. Es ist offenbar M.s Bestreben gewesen, D. Q. möglichst als »Ol« hinzustellen. In dem Maße, wie ihm das gelungen ist, mußten die Züge, die ihn zum spanischen Hidalgo machen, verwischt werden, hört dieser auf, das zu sein, was er bei C. ist und als was auch M. ihn im Anschluß an die Vorlage bezeichnet, »en richtigen Eddelmann von nerden bet baben un von'n Kopp bet to Föten« (M. 1, 1). Nach dieser Einführung erwartet man, daß M. uns auch einen solchen vorführen wird, aber schon an D. Q.s Sprache merken wir, daß er nichts Ritterliches mehr an sich hat; er duzt jeden, und zwar nicht nur den Wirt (M.3, 12), den er doch für den Schlossherrn hält, sondern auch den Cardenio, von dem er doch aus dem Munde der Hirten weiß, daß er von vornehmer und hoher Abkunft ist und trotzdem dieser ihn »Se« nennt (C. 23, M. 19). Grobe Schimpfwörter häufen sich bei D. Q. derartig, daß man an seine Bildung und Belesenheit einfach nicht mehr glauben kann. Während er bei C. zu dem Wirte spricht »Ihr seid ein aberwitziger (= einfältiger), elender Schenkwirt« (T. I, 128), als dieser das Vorrecht der fahrenden Ritter, keine Zede zu bezahlen, nicht anerkennen will, läßt M. ihn sagen »Lump un Dummkopp«.

Als (C. 15, M. 11) Herr und Diener verprügelt sind und Sancho von ritterlichen Kämpfen nichts mehr wissen will, hält der Don ihm eine philosophisch-idealistische Rede ohne jedes Schimpfwort. Der plattdeutsche D. Q. nennt dagegen seinen Knappen »en groten Bang'nbüx un en groten Dämelklas«. »Holt Mul« brüllt er S. P. (34, 258) an und von dem Barbier sagt er zu den Umstehenden »he lüggt so as dat stinkt« (35, 258). Um die

Entrüstung zu schildern, die D. Q. über seine Verhaftung empfindet, wendet C. das Stilmittel der Häufung von Fragefätzen an, deren Gedankengänge uns zeigen, wie D. Q. ganz ausschließlich in der Welt der Ritterbücher lebt. M. spickt seine Rede mit unangebrachten Späßen und Geschmacklosigkeiten, die ans Gemeine grenzen und das Gegenteil von dem bewirken müssen, was D. Q. erreichen will. Oder paßt es zusammen, daß ein Ritter sich in den Dienst einer Herzensdame stellt, nach allen Regeln der Etikette vor einer vermeintlichen Prinzessin niederkniet und dann von »en junge Diern mit en Achterstück swart un witt« spricht? Kann jemand in der gleichen Rede auf seine Vornehmheit und Standesprivilegien pochen und von »Büxen vull« machen sprechen (35, 265)? Es handelt sich hier nicht etwa um eine einzelne Entgleisung; sie sind charakteristisch für seinen D. Q. und — bezeichnend für Mähls Geschmack! Man lese einmal die Seiten 89 und 90! Mit welchem Behagen ist hier eine unästhetische Szene breitgetreten. Schon die Schilderung bei C. (C. 20, T. I, S. 157) ist für unsern Geschmack reichlich realistisch. Seine Zeit, in der die zotigen Geschichten einer Margarete von Navarra gesellschaftsfähig waren, verlangten eben derbere Kost. Die Gegenwart mit ihrem verfeinerten Geschmack fordert von einem Buch, das Anspruch auf literarische Geltung erhebt, daß es heikle, wie etwa sexuelle Dinge nur andeutet oder mit dem Mantel des Schweigens deckt. Da M. keine Übersetzung, sondern eine verkürzte Bearbeitung liefern wollte, wäre hier eine Streichung am ehesten am Platze gewesen.

Wie stark M.s Neigung ist, gerade in bezug auf D. Q. mit den allergrößten Mitteln zu arbeiten, beweist uns noch ein anderes Beispiel (M. 38, S. 282/83). D. Q. empfindet in seinem Käfig jenes Bedürfnis, das jeder Mensch nur selbst verrichten kann. Statt die für ein modernes Buch ungeeignete Stelle auszumerzen oder zu mildern, hat M. sie wiederum mit sichtlichem Vergnügen erweitert und verstärkt. Er läßt D. Q. mit Sandhos Hilfe die Handlung tatsächlich in (!) seinem Käfig ausröhren, während bei C. D. Q. zu eben dem Zwecke die Erlaubnis erhält, ihn zu verlassen. Damit die weitere Handlung aber in M.s Buch mit C.s Original zusammenfällt, verläßt dann natürlich auch bei M. der Held sein Gefängnis. M.s Abänderung ist also nicht nur un-

ästhetisch, sondern auch unmotiviert. So ist D. Q. nicht mehr vornehmer Edelmann (S. 1), sondern gleicht einem übelduftenden Stallknecht, dem man am liebsten »Schritter dree bet veer« (S.90) aus dem Wege geht.

Ganz verzerrt ist auch D. Q.s Verhältnis zu den Frauen. Betrachten wir zunächst den Gegenstand seiner hohen Minne, die göttliche Dulcinea. Daß sie einerseits die hohe Gebieterin ist, in deren Dienst er sich stellt, deren Befehle er ausführt, andererseits von ihm als »min Kind« (M. 247) bezeichnet wird, ist, wie schon erwähnt, ein innerer Widerspruch; ebenso wenig läßt sich damit vereinigen, daß sie meistens recht trivial »dat Frunsmensch« oder »dat ol Mensch« (M. 26, 195) genannt wird. Auch wie D. Q. anderen Frauen gegenübertritt, läßt sich schwerlich mit den Ideen vereinigen, die seinen Kopf füllen. Wenn er (2, 7) die beiden Mädchen vor der Schenke für Edelfräulein hält und sich selbst als Ritter vorstellt, damit sie ihn als solchen behandeln, dann muß er konsequenter Weise auch wie ein Ritter reden, aber mit seinem gemüthlichen Realismus »Nu, Kinners, so lopt mi doch nich weg!« usw. fällt er aus der Rolle. Gegenüber der vermeintlichen Prinzessin (M. 12, 60) geht er trotz des auch bei M. seiner Dulcinea gegebenen Treuegelöbnisses bedeutend weiter als bei C. Bei diesem hält er sich zurück und bekennt pflichtgemäß, daß seine unvergleichliche Dulcinea die einzige Beherrscherin seiner innersten Gedanken sei (T. I, S. 120). Bei M. heißt es »Hei sit er mal öber un beföhlt er denn . . . un faat nu noch mal strammer na«, trotzdem er auch bei M. sagt, daß er seiner Dulcinea treu sei (13, 63). Bei M. versteht man nicht recht, was es heißen soll »de Ol denkt . . . bi sick sülsen, dat dat den Wert sin Dochter, de Prinzessin is«, enthält der Satz doch schon an und für sich einen Widerspruch, denn D. Q. kann unmöglich das Mädchen gleichzeitig für eine Wirtstochter und eine Prinzessin halten. Erst wenn man die Vorlage zu Hilfe nimmt, bekommt man den psychologischen Schlüssel zur Geistesverfassung unseres Helden. »Seine Einbildung malte sich mit allen jenen Farben aus, wie er in seinen Büchern die Schilderungen von anderen Prinzessinnen gefunden hatte« (T. I, 120). Auch gegenüber der Prinzessin Dorothea ist er einerseits der spanische Grande, der — im Anschluß an C. — formgerecht

vor seiner Dame niederkniet, von dem man infolgedessen respektvoll ritterliche Worte erwartet, andererseits der bäuerliche Raufbold, und Bierbankprahler, der bittet »se mag em doch erlauben, dat he de beiden Lumpenhund'n von Kerls dat Gnick ümdreihet, dat er Angeficht na achtern steiht un in de Höll rin expediert« (34, 255). Wie hier so ist auch im folgenden Beispiel, wo D. Q. die Prinzessin allen Ernstes von seinem Heldenmut zu überzeugen sucht, bewußter Humor gar nicht am Platze. Bei C. (T. II, S. 117) heißt es: »Es gibt keine Gefahr auf Erden, durch die sich mein Schwert nicht einen Weg zu bahnen wüßte, mit diesem will ich das Haupt Eures Feindes auf das Land legen, von welchem ich Euch das Diadem in wenigen Tagen um Eure Schläfe legen werde«.\*) M. überträgt (30, 227) ». . . dat givt hier nicks up de Eer, wo idk för bangn ward'n doh, vör keen Kiwitt nich un vör keen rugen Handfchen, wat dat ok is, hier min Käsmeß an de Siet, dat weet Bescheed« usw.

Nach solchen bewußten Späßen darf D. Q. unmöglich erwarten, ernst genommen zu werden.

Geradezu zum puren Unsinn wird seine nächtliche Liebesklage an Dulcinea (T. II, S. 179; M. 247). Während er bei C. im hohen Stil ritterlicher Minne und mit sanfter, feierlicher Stimme klagt, läßt M., als ob D. Q. sich selbst lächerlich machen wolle, bewußten Humor einfließen. Da heißt es: »Wa büßt Du . . . schön, man so tom Inbiete'n . . . Du Mand dar baben mit Din scheef Gesicht . . . Du süßt mi . . . er Tuckanthart un Kluckanthart, ern Ritter mit sin Piel in'n Magen un mit sin gräßlich Lievwehdag!«

Unverständlich bleibt auch die Eifersucht auf die (im deutschen doch weibliche) Sonne, während der C.ische D. Q. an den Sonnengott der ihm vertrauten antiken Sage denkt.

Wie man den Mond in dieser Weise anfangen und dabei gleichzeitig leufzen, klagen und sich als »Stackels« d. h. als den armen bemitleidenswerten D. Q. bezeichnen kann, wird schwerlich ein Leser begreifen.

---

\*) Der ungelenken Tiedfchen Übersehung sei hier der Originaltext gegenübergestellt: ...porque no hay ningun peligro en la tierra por quien no se abra camino mi espada, con la cual poniendo la cabeza de vuestro enemigo en tierra, os pondré á vos la corona de la vuestra en la cabeza en breves dias (C.37, S. 435).

Überhaupt bekommt man nicht nur immer wieder den Eindruck, als ob M.s D. Q. sich absichtlich lächerlich machen wolle, so z. B. wenn er seinen Zuhörern, denen er imponieren will, »en lange Näf'« und eine »krumme Snut« macht, D. Q. wird sogar vom Dichter selbst mit einer gewissen Verächtlichkeit behandelt und wie eine Figur aus dem Kasperletheater geradezu verspottet, wenn er schreibt, daß er reitet »mit krumme Kneen, as wenn he up'n Nachstfohl sitt, un mit sin Achterstück gemessen up un dahl« (M. 4, 16). Ob dies das Bild ist, das man sich von einem fahrenden Ritter macht, der täglich im Sattel sitzt und der nach M.s eigenen Worten (S. 1) ein Edelmann von oben bis unten ist? Der Zeichner des Umschlagbildes hat ihn richtig charakterisiert.

Auch die Art der Charakterisierung kann keineswegs als meisterhaft bezeichnet werden. Ein wahrer Dichter wird nicht sofort auf den ersten beiden Seiten die Haupteigenschaften seines Helden aufzählen, daß er »en grote Schruv los« hat, daß er »verrückt« und infolgedessen »to beduern« ist. Wer so gleichsam mit der Tür ins Haus fällt, nimmt die Pointe und damit einen erheblichen Teil des Interesses vorweg. Wie anders der große Spanier! Er zeigt uns D. Q. zunächst bei seinen Lebensgewohnheiten. Erst ganz allmählich merkt der Leser, was es mit dem berühmten Hidalgo für eine Bewandnis hat, nämlich das eine bunte Idealwelt seinen Kopf füllt, in der er lebt und webt.

C.s D. Q. erregt unser Interesse, unsere Sympathie. Wir schreiten lächelnd wie Kinder neben seinem edlen Rosinante her und wir möchten ihm mitfühlend zurufen: »D. Q., gib acht!« M. stellt sich mit seinem Leser von ferne auf und sagt wie von oben herab: »Nu kik blot den verrückten Bruder an!« Überhaupt verträgt es sich nicht mit einem Helden, der unser Interesse gewinnen soll, daß er als Verückter, also als Kranker eingeführt wird. Ein solcher kann wohl unser Mitleid erregen, aber nicht dauernd fesseln. Zudem kann die Geschichte eines Mannes, der »to beduern« ist, nicht gleichzeitig auch »lustig to vertelln« sein.

Ganz widersinnig ist es auch, daß D. Q. sich selbst als verrückt bezeichnet (vgl. S. 150 »unklok will ik ok blieben«), liegt doch gerade das Wesen seines Charakters darin, daß er seinen Zustand nicht erkennt. Nur als lapsus memoriae des Autors ist es zu erklären, wenn D. Q. im Widerspruch mit diesen

seinen eigenen Worten sagt: »Wat seggst Du dar, Hallunk, in min Kopp schull dat nich richtig wesen?« (M. 41, S. 293).

Ganz anders ist M.s Verhältnis zu dem bäuerlichen

Sancho Panfa,

§ 36.

der schon im Original ein Typus ist, wie er auch in Niederdeutschland leben könnte, denn landwirtschaftliche Tätigkeit ist in ihren Grundzügen überall gleich und erzeugt deshalb ähnliche Lebensformen und Denkweisen. Der Landmann ist immer aufs neue gezwungen, den Blick auf die Erde zu heften, die Dinge zu sehen, wie sie in Wirklichkeit sind. Für geistige Beschäftigung und idealistische Träumereien bleibt nur in Ausnahmefällen Zeit. Neun Zehnteln aller Bauern ergeht es nach ausgedehnter Arbeit in frischer Luft wie S. P. Er hatte mehr Lust zu schlafen als Lieder zu hören (Schluß v. Kap. 11). Hin und wieder sind kleine unterschiedliche Züge hervorgearbeitet. Der bewegliche Spanier verbeugt sich vor seinem Ritter mit großer Höflichkeit (T. II, 208), als er hört, er sei in seinem Testament bedacht worden. M. hat diese Bemerkung fortgelassen. Vielleicht können wir dies argumentum ex silentio als Charakterisierungsmittel für die Schwerfälligkeit des Niederdeutschen deuten. Im übrigen konnte M. den S. P. fast unverändert übernehmen. Im Original ist S. P. mit seinem gesunden Realismus, seinem Skepticismus der Gegenspieler zu dem Idealisten D. Q. Da der Hauptheld bei M. herabgezerrt und selbst zu einer Art Stallknecht erniedrigt ist, hat auch S. P. bei ihm als Gegenspieler an Wirkungskraft eingebüßt. Aber er bleibt doch schon von Natur eine Gestalt, die dem niederdeutschen Leser nahesteht und ihn durch seine Naivität und seinen Mutterwitz anzieht. Sie ist es vielleicht gewesen, die M. veranlaßte, den weltberühmten spanischen Roman zu bearbeiten, sie hat ihm auch seine Aufgabe erleichtert. S. P. ist offenbar seine Lieblingsfigur, bei ihr verweilt er mit Behagen. Dies zeigt z. B. das von M. zu Beginn von Kap. 30 eingefügte Stück, in dem S.s Erwachen aus seinen Grafschaftsträumen geschildert. Aus 5 Zeilen bei C. sind 25 bei M. geworden. (Vergl. ferner M. S. 149 mit T. I, S. 209, wo aus 7 Zeilen bei M. 18 Zeilen werden und den Anfang von C. 20 mit M. 16, wo M. einer Rede S.s in 9 Zeilen eine humoristische Charakterisierung des braven Knappen hinzufügt.) Lang und breit schildert er

uns S.s Angst beim Anmarsch der Priester (Beginn M. 15 und T. I, 142). Zweimal, S. 79 und 80 hören wir, daß er »dat Zittern« bekommt. Leider verleitet ihn seine Vorliebe für S. auch dazu, ihm seine beliebten Geistreicheleien und allzuviel Sprichwörter (z. B. M. 21, S. 149 »en Unglück in de Finstern lopen«, »dör de Wicken gahn« usw.) in den Mund zu legen. Da die plattdeutsche Sprache durch Knappheit und Kürze charakterisiert ist und die Bauern der norddeutschen Ebene als wortkarg gelten, lag zum mindesten keine Veranlassung vor, bei S. P. Züge zu verstärken, die nach der entgegengesetzten Richtung gehen. Auch hier ist M. ein Opfer seiner Sprachmeisterschaft geworden, die der Lehrer im Dichter verwerten wollte. Auch ist S.s Charakter nicht ohne Widersprüche. Einerseits ist er die verkörperte Dummheit, der »grote Daemelklas«, der das Pulver nicht erfunden hat (M. 16, 86), der meint, ein Graf sei etwas recht Grobes (M. S. 300), andererseits ein richtiger »Slauberger« (M. 16, S. 86)! Gewöhnlich spricht er wie ein unkultivierter Stallknecht, der nie sein Dörflein verlassen hat, dann wieder verwendet er hochdeutsche Neubildungen, die man nur in der Stadt auffchnappt (z. B. »mine Wenigkeit« M. 17, 101). Gegenüber D. Q. gebraucht S. P. öfters recht despektierliche Worte, die weder einem Knappen gegenüber einem Ritter anstehen, noch ein Knecht in Schleswig-Holstein gegenüber seinem bäuerlichen Herrn gebrauchen würde, so z. B. »... sünd Se nich bi Trost un mit den Dumbbüdel kloppt?« (M. 37, 281) oder: »Wat güng Se dat an, Herr? Dat seggen S' mi mall! Harrn Se er Näf' dar nich mang steken« (M. 21, 145). Desgleichen: »... kummt nu bald, wat dar noch kamen schall?« (M. 21, 148). So sagt der Lehrer zum Schüler, der mit der Antwort zögert. Nicht einmal, wenn S. gegenüber seinem Herrn das noch vielfach übliche vertrauliche »Du« gebraucht hätte, wäre eine solche Sprache erlaubt. Das hochdeutsche »Se« deutet aber einen noch viel größeren Abstand an. Zudem verträgt sich der ironische Ton nicht mit Sanchos Befchränktheit. Zu seinem schwer verletzten Herrn sagt S. P.: »Nu hebbt wi dat, nu sünd se wedder ritterlich behandelt un ganz mit Ruhm bedeckt« (M. 14, 75). Die Stellen muten einem an, als ob die Rollen der beiden Hauptpersonen vertauscht worden wären. Während M. versuchte, S. P. qualitativ zu heben, ist umgekehrt D. Q.

heruntergezerrt und unterscheidet sich oft kaum von einem Stallknecht.

Wie die beiden Hauptfiguren sind auch  
die Nebencharaktere

§ 37.

einander angenähert. Daß M. ihre Redeweise nicht dem Stande und Bildungsgrade entsprechend abtönt, sondern alle Personen ausnahmslos in den Ton des niederen Volkes verfallen läßt, kam bereits bei Behandlung der M.'schen Sprache zum Ausdruck. In ganz gleicher Weise spricht M. von seinen Frauen. Jede Dame, die Königin Madafima (M. 21, S. 145/46) sowohl wie die vornehme, zu Pferde reitende Prinzessin (M. 29, 216/17) wird ohne weiteres »Fruensmisch« genannt, eine ganz ungebräuchliche Anwendung des Wortes, das der niederen Alltagssprache angehört und immer nur ein älteres Weib bezeichnet. Die gegebenen Ausdrücke wären hier »Fro« (bezw. »Fru«) und »junge Deern« gewesen.

Die Königin Madafima erhält obendrein die Namen »Trina«, »dat ol Misch«, »Kaptalfück von Fru« (M. 21, S. 146), so daß nichts Königliches mehr an ihr bleibt. Die maurische Prinzessin wird in kurzem Abstände »Fruensmisch« und zärtlich »dat Kind« bezeichnet, so daß ein einheitliches Charakterbild nicht entstehen kann (S. 229/30).

Dulcinea, für D. Q. die hohe Gebieterin seines ritterlichen Herzens, läßt ihm bei C. sagen, er möge zurückkommen bei Strafe ihrer Ungnade (T. I, 231)\*), bei M. heißt es »fünst . . . kunn he sick öber sin Mulwark wischen« (M. 23, 173). Nach C. ist Dulcinea nicht würdig, der Prinzessin die Schuhriemen aufzulösen (T. II, 37), bei M. reicht sie ihr »nich an den Nabel« (M. 26, 194). Während ihr bei C. Drefchen und Flachsheckeln zugeschoben wird, läßt M. das echt niederdeutsche Bild vom Flachs fallen, und es ist wiederum typisch für seinen Geschmack, wenn er dafür ganz unnötig einsetzt, daß sie vielleicht gerade den Schweinestall ausmiste und »schietige Hand'n« hat (M. 27, 200).

Der Sohn des vornehmen Edelmanns, den M. zum Prinzen von Aragon, also zum Mitglied des königlichen Hauses erhöht (M. 33, 245), frößt »mit Hand un Föten« (M. 34, 253), wie ein Kleinknecht bei einer Balgerei.

\*) so pena de la su desgracia (C. 27, S. 295).

Auch fallen bei M. die Diener aus der Rolle, wenn sie dem Prinzen, dem Sohne ihres königlichen Herrn, ganz despektierlich sich zu sagen erlauben, sie würden »em bi den Kragen kriegen« (M. 34, 253).

Der schelmische Wirt (M. 3), als er merkt, was es mit D. Q. für eine Bewandnis hat, nimmt in seinen Reden sofort den Gedankengang und die Sprache unseres Ritters auf, hat er doch auch selber ein gut Teil Ritterbücher gelesen. Psychologisch ist das Verhalten des Wirtes die Vorbedingung dafür, daß D. Q. in dem Wahne erhalten bleibt, er spräche mit einem Schloßherrn. So trefflich der Wirt an und für sich gezeichnet ist, organisch fügt er sich schlecht ein, wenn er wie zu einem »Smöckbroder« aus einem bäuerlichen Pfeifenklub von seinen »Reisen« spricht.

Was von M.s innerem Verhältnis zu D. Q. gesagt wurde, gilt auch mit Bezug auf die Nebenpersonen. Auch von ihnen spricht M. gerne mit einer gewissen Geringschätzung. D. Q.s treuforgende Hausdame heißt z. B. nicht anders als »Suppentante«.

Der vom Liebesgram gequälte Cardenio wird aufgefuchst wie einer, der etwas auf dem Kerbholz hat, und mitleidslos »Mofchü« und »du Bengel« genannt (M. 19, 131).

## § 38. Hauptproblem und Schlußurteil.

Der Charakter der M.schen Übertragung wird noch klarer hervortreten, wenn wir zunächst einen Blick auf das Original als Ganzes werfen und über die Möglichkeit einer D. Q.-Übertragung einiges Grundfäßliche sagen.

Der D. Q. des Miguel de Cervantes ist ursprünglich eine Satire auf die Ritterromane, jene Konglomerate phantastischer Abenteuergedichten, die im 16. Jahrhundert den größten Teil der romanischen Leserwelt beherrschten. C. parodierte diese Bücher, indem er zu den dort aufgezeichneten sinnlosen und albernen Tollheiten noch tollere erfann. Aber nur an der Oberfläche erblickt man die wunderfamen Abenteuer des fahrenden Ritters.

Bei der Arbeit ist der große Spanier über seinen ursprünglichen Plan hinausgegangen. Sein Werk wurde zu einer tiefen psychologischen Studie und sein Held hört auf, ein pathologischer Sonderfall zu sein. In ihm verkörpert sich der ewige Kampf zwischen Ideal und Wirklichkeit, wie er sich vor C. in den Dichtungen des Ariost, nach ihm u. a. bei Rabelais, Goethe, Schiller, Kleist und Hölderlin und in dem literarischen Ringen der Gegenwart wieder spiegelt. Wer ein solch bedeutendes Werk der Weltliteratur übersetzen oder einer Übertragung würdigen will, wird gut tun, sich ein Wort des C. zu vergegenwärtigen, das für jede Übersetzung gilt. »Sie ist«, sagt er, »wie wenn einer flämische Gobelins von der Rückseite betrachtet. Man sieht zwar die Figuren, aber sie sind von den vielen Fäden ganz verwirrt und man sieht nicht die Schärfe der Linien und die lebhaften Farben der rechten Seite.«\*) Das muß umsomehr der Fall sein, bei einem Buche von der sprachlichen Eigenart des D. Q. Treuherziger Chronikstil, orientalische Breite, Freude an wörtlicher Wiedergabe von Rede und Gegenrede sind die Kennzeichen. Dahinein fließt aber ein breiter Zustrom von Formelementen aus der Region der spätmittelalterlichen Ritterromane von Amadis und seinen Nachfolgern, jene Ausgeburten ungezügelter Phantasie, an denen D. Q.s Wahn sich entflammt. Ihre reichgeblühte Rede-weise, ihre hochtragende Grandezza tönt überall wieder, wo D. Q. von sich und seiner Mission spricht oder wo andere absichtlich oder unbewußt seine erträumte Welt betreten. Zu dem feierlich-altertümelnden Charakter dieser Ausdrucksweise tritt der derbe, bäurische Jargon Sancho Pansas in ebenso starken Gegensatz wie das edle, klassische Spanisch der Gebildeten und Vornehmen, soweit sie nicht parodierend die Sprechart einer der beiden Hauptpersonen nachahmen.

Die Bühne, auf der alle diese Gestalten agieren, ist das Spanien des ausgehenden sechzehnten Jahrhunderts, geschildert mit einem ganzen Reichtum an Natur- und Kulturgebilden, an Trachten, Bräuchen, religiösen, sozialen, staatlichen Einrichtungen, alles überglänzt von der vorsichtig verschleiernnden Ironie des

---

\*) es como quien mira los tapices flamencos por el revers, que aunque se veen las figuras, son llenos de hilos que las escurecen y no se veen con la lisura y tez de la haz (C. II, Kap. 62, S. 483).

großen Satirikers, die im Doppelsinn der Worte und Namen dem Verstehenden zulächelt.

Wer alles das erwägt, kann die fast unübersteigbaren Hindernisse einer D. Q.-Übersetzung ahnen. Aber man muß noch die Gewandtheit, die Findigkeit des geübtesten Verskünstlers hinzurechnen, die erfordert wird, um den mannigfachen, oft höchst komplizierten Strophen, dem Rhythmus und dem Reim der eingefügten Gedichte gerecht zu werden, dem Schatz der spielenden und anspielenden Wörter, deren Sinn und Reiz sich nur dem Kenner des damaligen Spanischen erschließt und die zumeist im Deutschen nur anzudeuten, kaum je ganz entsprechend wiederzugeben sind.

Das gilt zumal für die volkstümlichen Redensarten, die Sprichwörter, die verdrehten Namen und Fremdwörter, die in unerhöflicher Fülle dem Munde Sancho Pansas entsprudeln. Vielleicht am schwierigsten wird die Wiedergabe der gereimten Volksweisheiten. (Vergl. hierzu Georg Witkowski in der Frankf. Ztg. Nr. 813 v. 2. Nov. 1923.)

Joachim Mähl waren spanische Sprache und Kultur gänzlich unbekannt. Er konnte also nicht das heilige Original als Vorlage wählen, sondern mußte die Bearbeitung nach einer Übersetzung vornehmen. Und diese Übersetzung — wie mehrfach gezeigt — hatte noch dazu ihre großen Mängel; mußte doch T. selber bekennen: »Mit großem Leichtfinn und ohne alle Hilfsmittel, mit der unbrauchbarsten Ausgabe, dem schlechtesten Wörterbuch, nachdem ich seit vielen Jahren kein Spanisch gelesen, unternahm ich diese Übersetzung« (Brief an Solger, b. Witkowski a. a. O.). Es bleibt also die schmerzliche Tatsache bestehen, daß M. mit unzulänglichen sprachlichen und literarischen Voraussetzungen an die schwierige Arbeit heranging, wie er bekanntlich auch sein Epos »Reinke de Voß« nach der hochdeutschen Goetheschen Fassung schuf, ohne von der Existenz der berühmten mittelniederdeutschen Bearbeitung auch nur eine Ahnung gehabt zu haben (!) (Stammler, Geschichte der niederdeutschen Literatur, Leipzig 1920, S. 99). Nur so erklärt es sich, daß M. von der falschen Voraussetzung ausging, die lächerlichen Großtaten unseres Ritters, die in Wirklichkeit nur sekundäre Bedeutung

haben, seien die Hauptfache, während er die zeiträumliche Verankerung, die psychologische Seite des Romans, überhaupt den ganzen geistigen Gehalt ausmerzte, so daß ein oberflächliches und zusammenhangloses Schwankbuch das Resultat war.

M. hat sicher den Gedanken erwogen, eine lückenlose Übertragung zu liefern. Davon aber wird ihn neben der Rücksicht auf seinen Leserkreis vor allem der Charakter der niederdeutschen Sprache abgehalten haben. Niederdeutsche Literatur wird vor allem von dem Mann aus dem Volke gelesen. Die niederdeutsche Sprache ist seit Jahrhunderten als Schrift- und Verkehrssprache vernachlässigt worden. Wortschatz und stilistische Entwicklung sind daher hinter den Fortschritten des menschlichen Geistes zurückgeblieben. Sie ist im wesentlichen nur noch gesprochene Volkssprache, einfach und natürlich, wie ein Mädchen aus einem einsamen Heidedorfe. Wohl eignet sie sich trefflich, Dinge und Vorgänge des täglichen Lebens zu schildern, auch ist sie fähig, alle Töne des Herzens anzuschlagen, aber ihr fehlen im allgemeinen die Mittel, den hohen Schwung und die Eleganz Cervantescher Prosa wiederzugeben, besonders in den Fällen, wo der Dichter, wie in den Reden des D. Q., die überladene und hochtrabende Sprache der Ritterromane parodiert. Das sind offenbar die durchaus verständlichen Gründe gewesen für M., sich zu einer verkürzten Bearbeitung zu entschließen, einer schweren und — das sei vor allem betont — gefährlichen Aufgabe, denn alle echten Dichtungen sind eng mit dem innersten Wesen und Erleben ihrer Schöpfer verbunden, sind Bruchstücke einer großen Konfession. Daher ist es für einen Zweiten ohnehin schon ungemein schwer, gegenüber dem Werke des ersten die geeignete seelische Einstellung zu gewinnen, sich einzufühlen. Sucht einer gar es zu bearbeiten, es zu ergänzen, es zu kürzen, so verliert es gewöhnlich den Charakter der Einheit und Harmonie. Die Gefahr des völligen Zerstörens ist eminent und umso größer, je weniger der Bearbeiter an das Genie des ersten Schöpfers heranreicht. Die Literaturgeschichte wie auch die Geschichte der bildenden Kunst kennen tausend Beispiele solcher mißglückten Versuche. Dazu kommt ein drittes. Alle niederdeutsche Literatur ist Dialektliteratur. Dialektliteratur aber ist Heimatliteratur. Sie entnimmt ihre Stoffe — man denke an Hebel, Rosegger, Groth u. a. —

und Gedanken dem Lebenskreise des eigenen Stammes. Bodenständig muß sie sein, den Duft der eigenen Scholle tragen, wenn sie uns anheimeln soll. Ein Ausländer, der in der Fremde in einer ihm schlecht sitzenden Heimattracht des betreffenden Landes erscheint, kann höchstens Unwillen oder verächtliches Lächeln erregen, aber niemals Sympathie, besonders, wenn, wie bei D. Q., das eigene Nationalkleid noch durchschimmert.

Nach diesen Erwägungen müssen wir es als eine unlösliche Aufgabe bezeichnen, den D. Q. des C. durch Überfetzung — gekürzt oder ungekürzt — auf niederdeutschem Boden heimisch zu machen.

Aber nicht nur die schier unüberwindlichen Hindernisse haben M. scheitern lassen, auch seine dichterische Gestaltungskraft hat versagt. Sprache und Humor sind oft unnatürlich, den Charakteren fehlt Geschlossenheit, die Harmonie des Originals ist zerstört. Stücke des stilvollen Cervanteschen Monumentalbaues, in dem unter der Sonne des Südens die Besucher auf der Weltenbühne dem heiter-tragischen Spiel des menschlichen Lebens zuschauten, sind nach dem Norden verpflanzt und dort zu einem kunstlosen Neubau zusammengefügt. Wohl merkt man die Absicht, das Ganze der niederdeutschen Landschaft anzupassen, aber die spanischen Elemente blicken überall durch. Auf der Bühne drinnen aber entrollt sich nicht mehr das Bild des menschlichen Lebens, sondern geben Schauspieler aus der Fremde eine primitive Heimatkunst zum besten. Obgleich sie sich Mühe geben, die schönsten plattdeutschen Sätze zu reden und es an groben Späßen und saftigen Witz nicht fehlen lassen, vermögen sie doch die Heimischen nicht zu erwärmen; denn die Menschen, welche auf der Bühne umgehen, sind nicht von unserm Fleisch und Blut und ihre Kunst ist nicht echt.

So das Bild des M.'schen Buches. Daß es trotzdem zunächst einen Achtungserfolg erreichte, beruht nicht zum wenigsten auf der damaligen Beliebtheit seiner übrigen Werke. Auch haben mehrere anerkennende Rezensionen sicher manchen veranlaßt, das Buch in die Hand zu nehmen. Von kürzeren Erwähnungen in der Tagespresse darf hier abgesehen werden. Sie pflegt mit geringen Ausnahmen in schematischer Weise jedes geschenksweise überfandte Rezensionsexemplar empfehend zu erwähnen. Rochus

v. Liliencron (vergl. Seite II der Einleitung zur Wischerfchen D. Q.-Ausgabe) zollte dem Buche, allerdings nur auf Grund des I. Kapitels uneingeschränktes Lob. Da er sein Urteil nicht begründet, braucht es nicht widerlegt zu werden. Auch Wischer, der verdienstvolle Herausgeber (vergl. S. I der Einleitung) weiß nur Anerkennendes zu sagen, ohne auf Einzelheiten einzugehen. Im übrigen beziehen sich seine Bemerkungen auf den C.fchen D. Q., sie können daher ebenfalls übergangen werden.

Die literarische Wissenschaft hat frühzeitig die Mängel des M.fchen Buches erkannt. F. von Borstel (Mitteilungen aus dem Quickborn IV, 1910, S. 24 ff.) sieht die Hauptursache des Mißlingens in der Unvereinbarkeit spanischer und niederdeutscher Kultur. Zur Neuschöpfung gehöre ein ebenbürtiger Genius von Goethescher Größe. M.s D. Q. wäre kein Idealist, wie Wischer meint, sondern ein Trottel. Mit dem Ergebnis dieser Arbeit stimmt auch Krüger (Geschichte der niederdeutschen Literatur, bei Stilller, Schwerin, S. 111) überein.

M.s Verdienste, die er als Lyriker und Heimaterzähler um das niederdeutsche Schrifttum erwarb, werden durch diese Urteile nicht beeinträchtigt. Vielleicht hat er sogar selber die Unzulänglichkeit seiner Arbeit erkannt, wenn er erst 1909 auf Drängen des Plattdeutschen Provinzialverbandes für Schleswig-Holstein die Erlaubnis zur Veröffentlichung des bereits im Anfang der 80er Jahre geschriebenen Werkes gab. Nur die Liebe zu seiner plattdeutschen Muttersprache wird ihn zu dem Versuch veranlaßt haben, ihr ein Stück Weltliteratur zu erobern.

Die niederdeutsche Lesewelt hat sich mehr und mehr ablehnend gegenüber diesem niederdeutschen D. Q. verhalten. Ich habe das Buch ein Dutzend mal verliehen oder verschenkt. Erwärmte hat sich keiner dafür. Eine Rundfrage, die ich an die großen schleswig-holsteinischen Bibliotheken richtete, mir auf Grund der Verleihungen eine kurze Auskunft über die Aufnahme des Buches zu senden, bestätigte das von mir selbst gewonnene Urteil. »Mähls Buch«, schreibt mir die Kieler Stadtbibliothek, »wird nur wenig verliehen. Die meisten Leser kommen über die ersten 20 Seiten nicht hinaus«. Ebenso wenig wußten Neumünster, Altona und Flensburg etwas Günstiges mitzuteilen. Die Ant-

worten, die mir auf meine Anfragen betreffs der Verkäuflichkeit des Buches die drei größten Kieler Buchhandlungen erteilten, lauteten übereinstimmend: »Nicht vorrätig, weil zu wenig verlangt, . . . kaum noch gelesen . . .«.

Die Gründe dieser ablehnenden Haltung glaube ich in der vorstehenden Arbeit dargelegt zu haben. »Das Vergnügen, d. h. das ästhetische Lustgefühl, das die Seele empfindet, muß aus der Schönheit und Harmonie entspringen, die Auge oder Phantasie uns schauen lassen, das Häßliche und Unharmonische kann niemals gefallen« (T. II, S. 217).\*) Gegen dieses Gesetz hat M. verstoßen. Deshalb gehört sein »D. Q.« zu den toten Büchern.

---

\*) El deleite que en el alma se concibe, ha de ser de la hermosura y concordancia que ve ó contempla en las cosas que la vista ó la imaginacion le ponen delante, y toda cosa que tiene en si fealdad y descompostura, no nos puede causar contento alguno (C. 47, S. 546).



## Lebenslauf des Studienrats Georg Willers.

---

Ich wurde geboren am 19. Mai 1884 in Hollwege (Oldenburg) als Sohn eines Landwirts und besuchte zunächst die Volksschule meines Heimatdorfes. Ostern 1899 wurde ich in das ev. Lehrerfeminar zu Oldenburg aufgenommen. Ostern 1903 bestand ich die I. Lehrprüfung. Vom 1. Mai 1903 bis 1. April 1905 war ich Lehrer an der zweiklassigen Volksschule in Varrel bei Delmenhorst. Am 1. April 1905 trat ich beim Kaiserl. I. Seebataillon in Kiel als Einjährig-Freiwilliger ein. Nach erfolgreicher Teilnahme am Offiziersunterricht erhielt ich die Qualifikation zum Leutnant d. R. Am 1. April wurde ich Lehrer an der sechsklassigen Volksschule für Knaben und Mädchen in Heppens bei Wilhelmshaven. Im Juni 1907 legte ich die II. Lehrprüfung (Staatsexamen) ab. Herbst 1907 erhielt ich einen Ruf an die deutsche Realschule von St. Petri in Kopenhagen. Ostern 1909 wurde ich für eine wissenschaftliche Lehrerstelle an der städtischen Höheren Bürgerschule für Knaben und Mädchen, (Realgymnasium i. E.) in Heppens bei Wilhelmshaven gewählt. Am 1. September 1910 trat ich einen achtmonatigen Studienurlaub an. Bis Weihnachten war ich in Brüssel, wo ich auf der Universität Vorlesungen in französischer Sprache hörte. Am 1. April 1911 erhielt ich eine Stelle am zweisprachigen (deutsch-französischen) Realgymnasium für Knaben und Mädchen in Lüttich. Gleichzeitig war ich an der dortigen Universität immatrikuliert. Während dieser Zeit legte ich die Mittelschullehrprüfung im Englischen und Französischen ab. Am 1. Oktober 1912 wurde ich zum Marinelehrer für Deutsch, Englisch und Französisch an der Marineingenieur- und Deckoffizierschule in Wilhelmshaven ernannt und am 1. Oktober 1913 an die neugegründete Schule gleicher Art nach Kiel versetzt. Bei Ausbruch des Krieges wurde ich dem

Stabe des 1. Marine-Infanterie-Regiments und später der Kommandantur Antwerpen als Dolmetscher für Englisch, Französisch und Flämisch-Holländisch überwiesen. Infolge einer Granatplitterverletzung am linken Ellbogen wurde ich am 20. Dezember 1914 felddienstunfähig und nach meiner Genesung zurücküberwiesen an die inzwischen mit einigen Klassen wieder eröffnete Marineingenieur- und Deckoffizierschule. Da ich Militärbeamter der Reserve war, konnte ich auf Grund der inzwischen an der Oberrealschule zu Kassel abgelegten Reifeprüfung immatrikuliert werden. Ich studierte neuere Philologie, Geschichte und Religion und hörte Vorlesungen bei den Herren Professoren Deussen, Martius, Rodenberg, Gering, E. Wolff, Kauffmann, Holthausen, Ebeling, Prinz, A. O. Meyer, Schaefer, Mandel und Scholz. Ihnen allen bin ich zu Dank verpflichtet, besonders Herrn Prof. Dr. E. Wolff. Nach Beendigung des Krieges wurde ich infolge des Friedensvertrages auf Wartegeld gesetzt, so daß ich meine Studien zu Ende führen konnte. Im Winter 1921/22 legte ich vor dem wissenschaftlichen Prüfungsamt der Universität Kiel die Prüfung für das höhere Lehramt ab und erhielt die Lehrbefähigung in philosophischer Propädeutik, Deutsch, Geschichte und Religion und zwar sämtlich für die I. Stufe, mit dem Prädikat Gut. Die Prüfung geschah nach der alten Prüfungsordnung. Durch Teilnahme an den Ausbildungskursen für Studienassessoren und unterrichtliche Tätigkeit an der Oberrealschule II machte ich mich mit dem höheren Schulwesen vertraut. Am 1. Januar wurde mir vom P. S. K. in Schleswig die Anstellungsfähigkeit im höheren Schuldienst zugesprochen. Da die Beschäftigungsaussichten dort nur gering waren, ließ ich mich zunächst in den Reichswehrschuldienst beurlauben. Am 28. Juni 1924 erhielt ich vom Herrn preussischen Minister für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung meine Ernennung zum Studienrat und bald darauf die Leitung der Heeresfachschule für Verwaltung und Wirtschaft beim 18. Reiter-Regt.







BOUND

AUG 6 1931

UNIV. OF MICH.  
LIBRARY

UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 07338 6479

